



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Meine Kriegs-Erlebnisse bei den Buren

Baumgart, Karl

Minden, 1903

urn:nbn:de:gbv:46:1-8627



Meine Kriegs-Erlebnisse bei den Buren.

Erinnerungen und Skizzen aus dem
südafrikanischen Kriege

von
Karl Baumgart.

Mit einem Geleitwort

von
Oberst A. G. Schiel,

einer Karte Südafrikas, zwei Notenblättern,
vier Illustrationsbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text

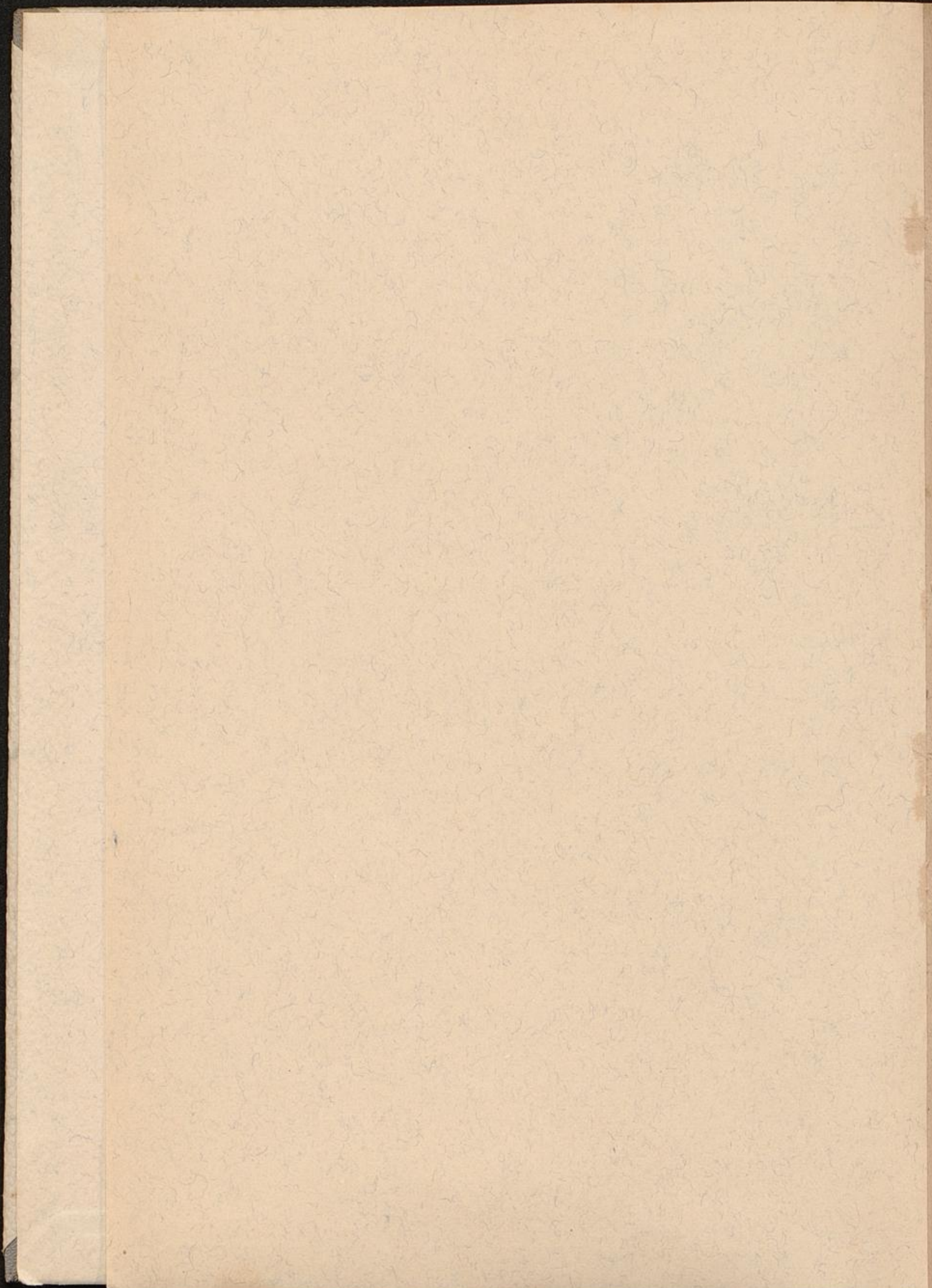
1.-45. Tausend.

Minden in Westfalen.
Leud und Verlag von Wilhelm Köhler.
1903.

40.c.129

Baumgart
-
Kriegs-
erlebnisse

40c 129





Präsident Krüger.

Meine Kriegs-Erlebnisse bei den Buren.

Erinnerungen und Skizzen aus dem
südafrikanischen Kriege

von

Karl Baumgart.

Mit einem Geleitwort

von

Oberst A. H. Schiel,

einer Karte Südafrikas, zwei Notenblättern,
vier Illustrationsbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text

1.—45. Tausend.

Minden in Westfalen.

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler.

1903.

W. L. Waller Serres

im Fremdsprachenstudium

von seinem

Wart t. Baumgart

3. März, 12. I. 03.



40c 129

Vorwort.

Nachdem ich durch einige Vorträge in Abteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft bekannt geworden war, ging an mich die Aufforderung, meine Erlebnisse bei den Buren niederzuschreiben.

Ich habe dieses in folgendem gethan, in der Hoffnung, daß die von einem Augenzeugen wiedergegebenen Beobachtungen von Manchem ein klareres Bild geben würden, als es durch die so oft sich widersprechenden Zeitungsnachrichten geschehen konnte.

Mancher meiner Kameraden mag dazu berufener sein. Jedoch bin ich noch heute der Einzige von meinem Kommando, der nach Deutschland zurückgekehrt ist. Mein Kommandant, Hauptmann Lorenz, wie viele andere erwarten noch immer in Ceylon den Rücktransport in die Heimat.

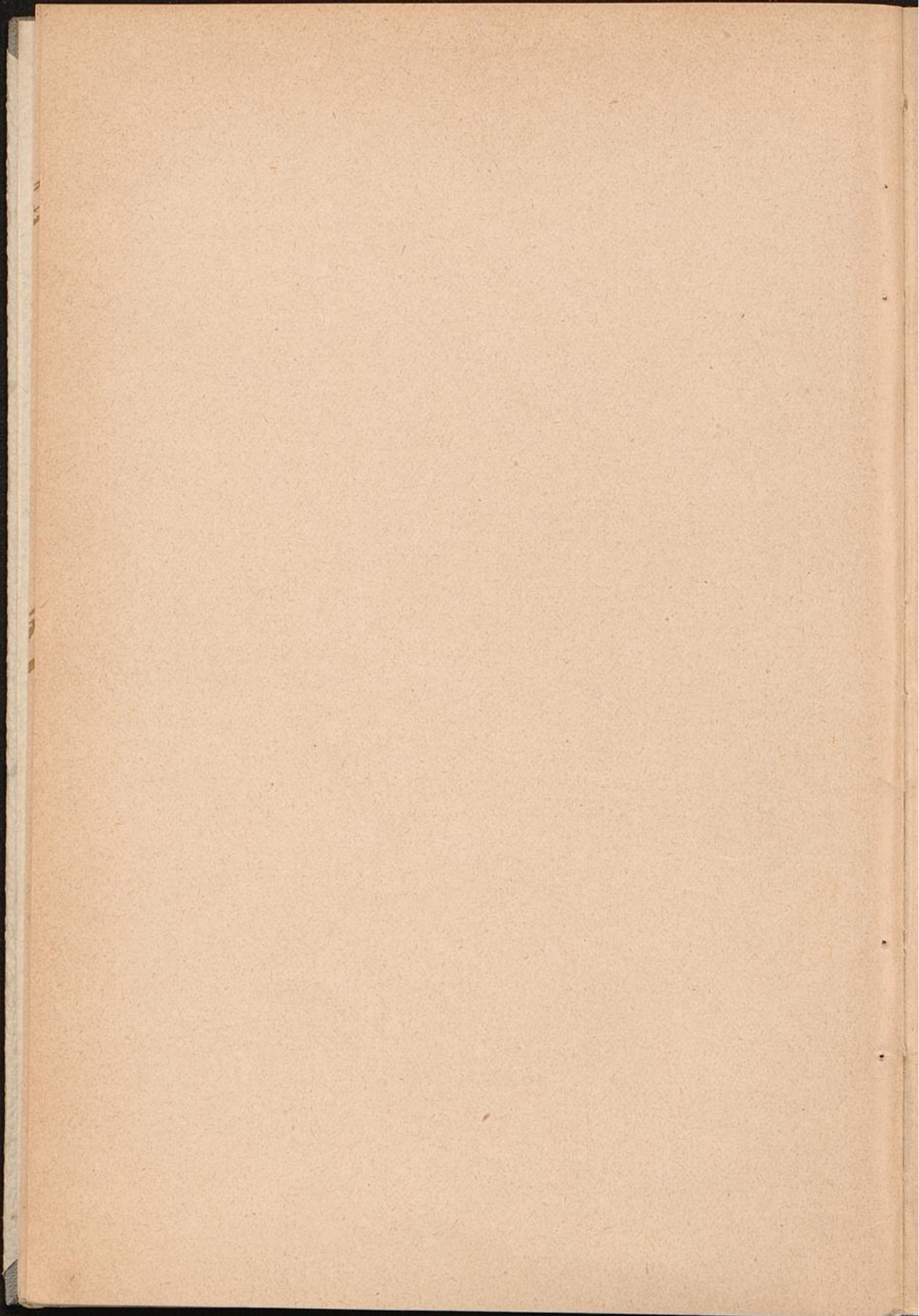
Der so plötzlich alle Hoffnungen und Erwartungen zerstörende Friedensschluß hat uns alle überrascht und aufs Tiefste erschüttert.

Aber jeder, der den Buren kennt, weiß, daß England nie dieses Besitzes froh werden wird, den es sich mit unendlichen Menschen- und Geldopfern angeeignet hat.

Möge auch hier unser eiserner Kanzler recht behalten:
„Süd-Afrika wird das Grab Englands sein.“

Görlitz, im November 1902.

Der Verfasser.



Frankfurt a. M., 30. September 1902.

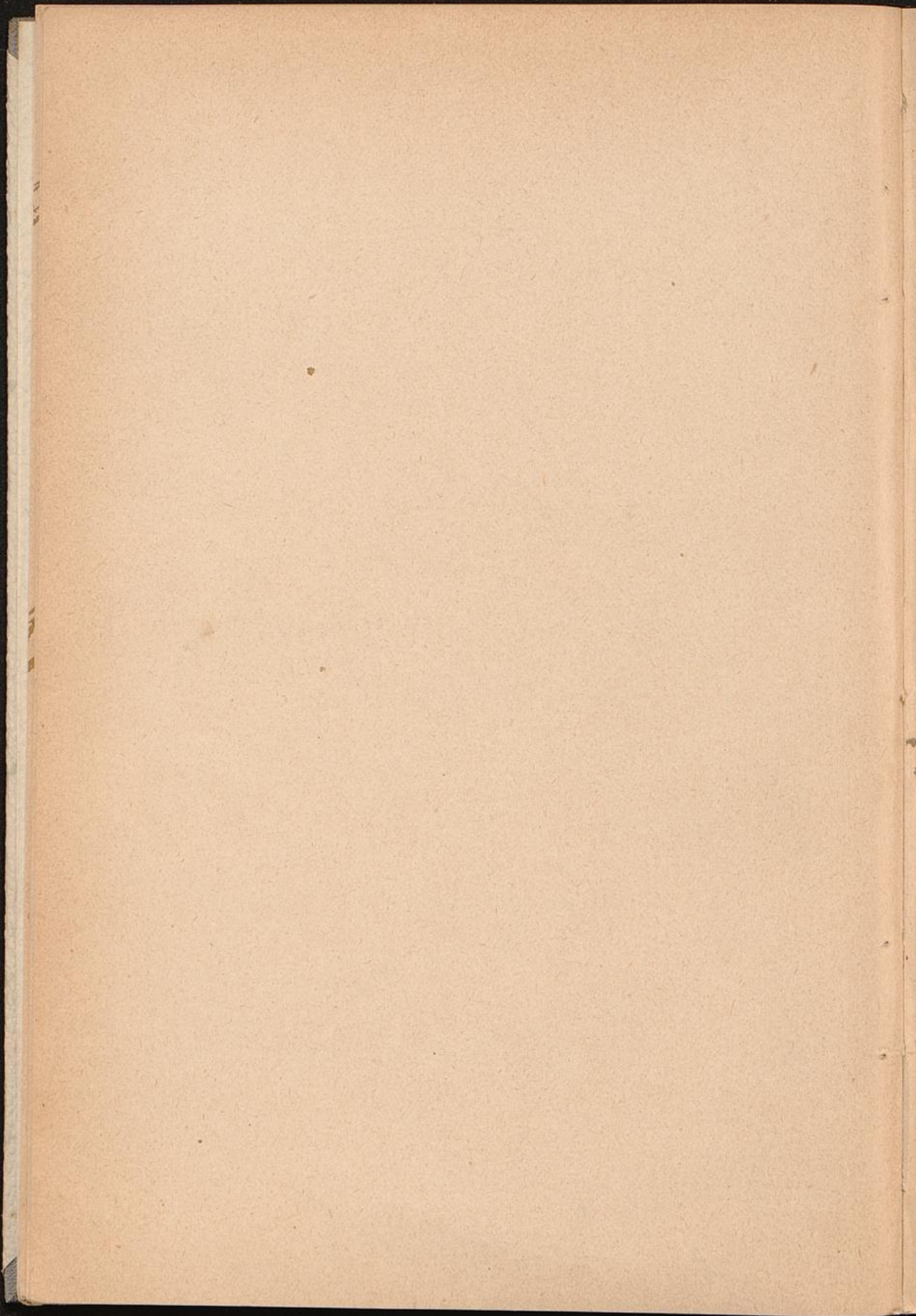
Hochverehrter Herr Baumgart!

Ich danke Ihnen verbindlichst für die Zusendung Ihres interessanten Buches. Dasselbe ist nicht allein flott geschrieben, sondern es giebt auch ein klares Bild der militärischen Verhältnisse bei unserer Bürgertruppe.

Die Kampfszenen sind in packender Weise geschildert und die zahlreichen dem Buche beigegebenen Illustrationen tragen sehr zum Verständniß desselben bei.

Ihr ergebener

M. Schiel, Oberst.



Das Volkslied von Transvaal
und
des Oranje-Freistaates.

Das Volkslied von Transvaal.

(Nach der bei B. Schott's Söhne in Mainz erschienenen Ausgabe.)

Dichtung und Musik von N. F. van Nees.
Übersetzung von Dr. F. U. Kreis.

Allegro moderato.

p

1. Kent gij dat volk vol hel-den-moed, En toch zoo lang ge-knecht? Het heeft ge-
1. Komt ihr das Volk voll Hel-den-mut, Miß-han-delt lang als Knecht? Es hat ge-

f

of-ferd goed en bloed, Voor vrij-hoed en voor recht, Komt, burgers! laat de vlaggen
op-ferst Gut und Blut Für Frei-heit und für Recht, Kommt, Bür-ger! laßt die Fah-nen

dim. *f*

wap'ren, Ons lij-den is voor-bij, Roemt in den ze-gen onz-rer dap'-ren, Dat vrij-e volk zijn
fliegen, Das Lei-den ist vor-bei, Rühmt un-z-re Tap-fern nach den Sie-gen, Heil uns, wir sind jekt

dim. *f*

ff

wij! Dat vrij-e volk, Dat vrij-e volk, Dat vrij-e, vrij-e volk zijn wij!
frei! Ein frei-es Volk, Ein frei-es Volk, Heil uns, Heil uns, wir sind jekt frei!

ff

Das Volkslied des Oranje-Freistaats.

Musik von W. F. G. Nicolai.
Dichtung von H. A. L. Hamelberg.
Übersetzung von Dr. F. A. Kraus.

Marchtempo. Kräftig.

f

1. Heft, Bur-gers, 't lied der vrij - heid aan, En zingt ons ei - gen
1. Stimmt, Bür-ger, an das Frei = heits=lied, Und singt vom eig = nen

ff

volks - bestaan! Van vreem de ban - den vrij. Be - kleedt ons klein ge -
Staats = ge = biet, Be = freit von frem = dem Zwang! Zwar klein ist's, doch auß

mee - ne - best, Op or - de, wet en regt ge - vest, Rang in der sta - ten
Recht ge = stellt Be = klei = der's in der Staa = ten = welt Mit Eh = ren sei = nen

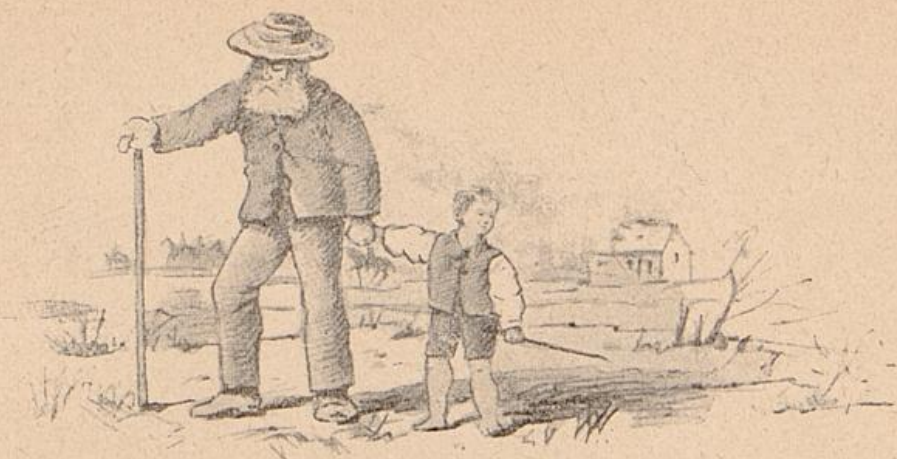
ff

rei, Rang in der sta - ten rei. 2. Al 9. lang.
Rang, Mit Eh = ren sei = nen Rang. 2. Voll 9. lang.

Wiederholung. Schluß.

11

11



Kurzer Ueberblick des Krieges.

Am 9. Oktober 1899 sandte die Transvaal-Regierung ihr Ultimatum an England. Schon am nächsten Tage schloß sich Präsident Steijn im Namen des Oranje-Freistaats der Südafrikanischen Republik an. Am 12. Oktober begannen die Feindseligkeiten, die Buren rückten in Natal ein. General Delarey hatte seinen ersten Erfolg, indem er dem Feind einen gepanzerten Zug bei Kraipan, südlich Mafeking, wegnahm. Zugleich begann die Belagerung von Mafeking und Kimberley, wo Cecil Rhodes sich befand.

Am 21. Oktober fand das unglückliche Gefecht bei Glads-laagte statt. Das deutsche und holländische Korps erlitten schwere Verluste. Oberst Schiel, der Kommandant des deutschen Kommandos, wurde gefangen, Dr. Coster, Kommandant der Holländer, fiel. Am 30. Oktober schlugen die Buren den Feind bei Modderspruit und Nicholsons Neck, nördlich von Ladysmith, nahmen 1300 Engländer gefangen und eroberten 6 Kanonen. Am 2. November schlossen die Buren Ladysmith vollständig ein.

Um Kimberley und Mafeking wurde in diesen Tagen heftig gefochten. Die Buren hatten überall Erfolge, zerstörten südlich von Ladysmith einen Panzerzug, vernichteten bei Colenso am Tugela die für die Engländer sehr wichtige Brücke und brachten Ende November Lord Methuen, der zur Entsetzung Kimberleys

im Anmarsch war, bei Belmont und Graspan schwere Verluste bei. Einige Tage später wurde er zum dritten Male von den Buren bei Tweeriver geschlagen.

Nachdem den Engländern am 8. Dezember ein nächtlicher Ausfall aus Ladysmith geglückt war, wobei sie eine Long Tom-Kanone der Buren unbrauchbar machten, schlugen die Buren am 10. Dezember bei Stormberg, im Norden der Kapkolonie, General Gatacre und nahmen ihm 3 Geschütze und 632 Mann.



Martinus Th. Steijn, ehemaliger Präsident des Oranje-Freistaates.

Am nächsten Tage wurde auch Lord Methuen geschlagen, das Elite-Regiment „Black Watch“ wurde dabei fast ganz vernichtet.

Am 15. Dezember schlugen die Buren General Buller bei Colenso zurück. Die Engländer verloren 100 Tote und Verwundete, 11 Kanonen und 238 Gefangene. Er wurde deshalb

als Oberbefehlshaber abgesetzt und Lord Roberts trat an seine Stelle.

Anfang Januar wurde bei Colesberg im Norden der Kapkolonie heftig gefochten, 113 Mann des Suffolk-Regiments wurden gefangengenommen. Vor Ladysmith versuchten die Buren, den Blatrand zu nehmen, mußten sich aber nach schweren Verlusten auf beiden Seiten zurückziehen.

Am 23. Januar gelang es den Engländern, den Spionkop zu besetzen, wobei sie

schwere Verluste hatten, am

nächsten

Tage

jedoch er-

oberten die

Buren den

Spionkop

zurück, Ge-

neral War-

ren mußte

sich in größ-

ter Eile

über den

Tugela-

zurück-

ziehen mit

einem Ver-

lust von

1500

Mann an

den näch-

sten Tagen

mußten sie

den Baalkrans

wieder räumen

und über

den Tugela

zurückgehen.

Währenddessen

marschierte

General French

auf Kimberley,

besetzte am 12. Februar

Kiels-Drift und es gelang ihm am

15. Februar, Kimberley zu besetzen.



Oberst A. S. Schiel, Kommandant des deutschen Korps, bei Elandslaagte (21. Okt. 1899) verwundet und kriegsgefangen nach St. Helena transportiert.

Toten und Verwundeten und 358 Mann an Gefangenen.

In den ersten Tagen des Februar versuchten die Engländer, wieder Ladysmith zu besetzen; sie überschritten den Tugela und besetzten den Baalkrans.

Aber in den näch-

sten Tagen mußten sie den Baalkrans wieder räumen und über den Tugela zurückgehen.

Währenddessen marschierte General French auf Kimberley, besetzte am 12. Februar Kiels-Drift und es gelang ihm am 15. Februar, Kimberley zu besetzen.

Am demselben Tage erbeutete General De Wet am Nietriver südlich Jakobsdal einen großen englischen Convoi, wodurch Lord Roberts gezwungen war, bis zum 3. Mai nutzlos in Bloemfontein zu liegen.

Am 18. Februar wurde bei Paardenberg gefochten. Die Engländer erlitten hier schwere Verluste, ihre Generale Knox und Macdonald wurden schwer verwundet.

Am 27. Februar mußte sich Cronje mit 3700 Mann nach heldenmütigem Widerstand ergeben, am nächsten Tage zogen die Buren aus Natal und gaben die Belagerung von Ladysmith auf. Nun rückte Lord Roberts siegreich im Freistaat nach Norden vor.

Die Buren mußten sich aus der Kapkolonie zurückziehen, Gatacre besetzte Stormberg. Nachdem Lord Roberts die Buren bei Driefontein zurückgeschlagen hatte, besetzte er am 13. März Bloemfontein, am 27. März starb General Joubert in Pretoria, Louis Botha wurde stellvertretender General-Kommandant.

Am 1. April nahm De Wet bei Koornspruit, Sannas Port, einen großen Convoi, eroberte 7 Kanonen und nahm 426 Mann gefangen. In dem für die Buren unglücklichen Gefecht bei Boshof fiel der Kommandant des Internationalen Korps, Oberst Graf de Villebois-Mareuil, viele Ausländer wurden gefangen genommen. Die Buren umschlossen und bestürmten Wepener, mußten es aber am 25. April aufgeben und auch De Wetsdorp räumen.

Anfang Mai begann Lord Roberts seinen Vormarsch auf Pretoria. Die Buren mußten sich überall im Freistaat fechtend zurückziehen.

Brandfort, Smaldeel, Winburg, Ventersburg-Dorp fielen nach heftigen Kämpfen in die Hände der Feinde, und am 12. Mai wurde auch Kroonstad genommen.

Am 18. Mai wurde nach einer Belagerung von 218 Tagen Mafeking von den Engländern nach heftigem Gefecht entsetzt. Die Hauptmacht der Engländer ging über den Vaalriver und Lord Roberts erklärte den Freistaat für annektiert, als Drangereiver-Kolonie.

Der Feind kam fast ohne Aufenthalt bis kurz vor Johannesburg. Bei Glandsfontein und den Wasserwerken der Stadt fanden noch einige kleine Gefechte statt, besonders hielten die Ausländer hier Stand, dann erfolgte am 31. Mai die Uebergabe von Johannesburg an Lord Roberts durch Dr. Krause, und am 5. Juli folgte Pretoria. Wenn auch der unermüdlische De Wet den Feind überfiel, wo er ihn in Sicht bekam, so bei Kroonstad, wo er das 13. Bataillon Imperial-Deomanry ge-

fangen nahm, und einige Tage später sich eines großen Proviant- und Postzuges bei Hoodeval nördlich von Kroonstad bemächtigte, immer weiter drangen die Eng-



General Lord Methuen.

länder in Transvaal ein, immer mehr wurden die Kommandos der Buren auseinandergerissen und eine einheitliches Handeln dadurch unmöglich gemacht.

Am 29. Juli traf sie ein furchtbarer Schlag, Kommandant Prinslow mußte mit 5000 Mann bei Fourisburg kapitulieren.

Im August rückte der Feind an der Delagoa-Bahn immer weiter nach der Grenze zu vor. Bei Dalmanutha in der Nähe von Machadodorp warfen sich die Buren dem Feinde entgegen, 4 Tage wurde hier gefochten, wobei Buller beinahe die gesamte englische Artillerie in Thätigkeit setzte, die Uebermacht war zu groß, nach heldenmütigem Widerstande mußten sich die Buren zurückziehen.

Am 1. September erließ Roberts eine Proklamation, worin die Süd-Afrikanische Republik England einverleibt wurde. Hier begann die letzte Periode des Krieges, die eines erbitterten

Guerilla-Kampfes, in dem die Generäle Botha, De Wet und Delarey dem Feinde überall Schlappen beibrachten und ihre Truppen immer wieder aus der Umklammerung der ungeheuren Uebermacht mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führten.

Die Gefechte bei Middelburg, Utrecht, Tweefontein, bei Klippriver, Tweebosch, wo General Methuen gefangen wurde,



Virengeneral Cronje.

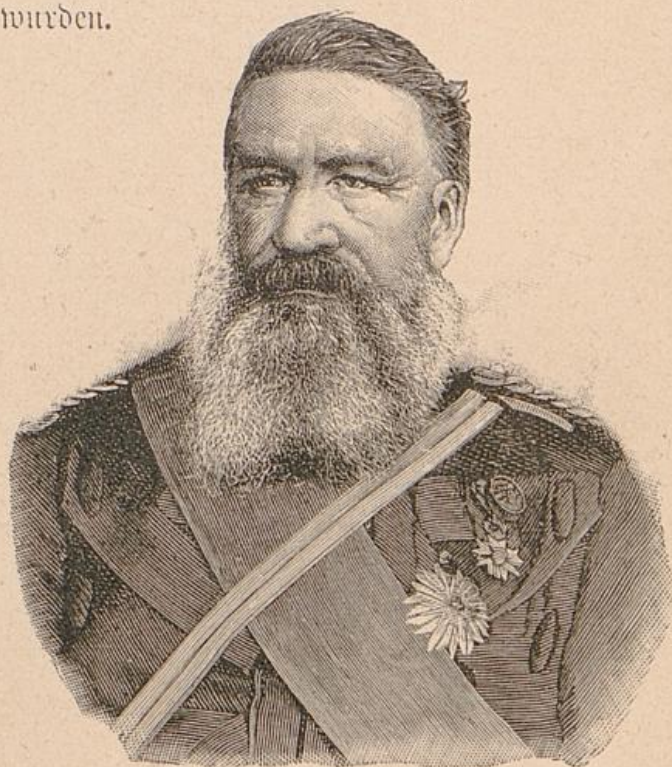
waren die besonders bemerkenswerten Thaten. Durch den langen Krieg waren die Buren Soldaten geworden, die ihr gleichgültiges Phlegma abgelegt und strenge Disziplin eingeführt hatten. Wozu sie sich im Anfange des Krieges zu ihrem großen Nachteil nie hatten entschließen können, selbst den Gegner im geeigneten Gelände anzugreifen, das thaten sie jetzt mit bewundernswerter Tapferkeit.

Aber auch der Feind hielt mit starrer Zähigkeit aus. Durch befestigte Blockhauslinien und Kesseltreiben versuchte er der noch im Felde stehenden Kommandos Herr zu werden. Merzte und Ambulanzen, die zu den Buren stoßen wollten, ließ er nicht durch, sodaß die Führer der Buren endlich nachgeben mußten. Dazu kam noch, daß die Frauen und Kinder, die nicht in den Konzentrationslagern untergebracht waren, schutzlos den Ueberfällen und Mißhandlungen der durch den Krieg verwilderten Kaffern ausgesetzt wurden.

Und so geschah es denn, was wir schon so lange befürchteten, der Widerstand dieses tapferen kleinen Volkes war gebrochen; um den Frieden zu erwerben, mußte es seine Unabhängigkeit hingeben.

Wenn auch dieser Ausgang nicht den opfervollen Kämpfen entspricht, so bleibt doch dieser

Krieg ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Buren, die 33 Monate lang, 50 000 Mann stark, dem mächtigen, mit allen Mitteln moderner Kriegstechnik ausgerüsteten und allen Unterstützungsmitteln einer reichen Nation versehenen Gegner Stand hielten.



Kommandant-General Piet Zoubert,
gest. am 27. März 1901.

Meine Ausreise nach Süd-Afrika mit dem Dampfer „Koenig“.

Als die Nachricht von der Kriegserklärung zu uns nach Deutschland kam, da ging eine gewaltige Begeisterung für die Buren durch unser Volk. Das freie Hirtenvolk da drüben, das so trotzig dem stolzen, mächtigen England die Stirn bot, es erwarb sich im Fluge die Sympathien der ganzen Welt. Hoch und Niedrig nahm Anteil an ihrem Geschick. Ueberall wurden Versammlungen abgehalten und Komitees gebildet, um den Buren zu helfen. Und manches junge Herz schlug höher. Hier war Gelegenheit, die Jugendträume zu verwirklichen. Und die Verlockung war groß. Galt es doch, dem Heldenvolk der Buren zu helfen, gegen das goldgierige, allgemein verhaßte England zu kämpfen.

Von allen Seiten eilten Freiwillige herbei und der Dampfer „Herzog“ der Deutsch-Ostafrika-Linie nahm am 11. Oktober schon ca. 25 Burenkämpfer von Deutschland mit.

Ich war damals in Hamburg. Die von Tausenden besuchte Volksversammlung war zu Ende. Aber alles das, was dort geredet, ging mir immer wieder durch den Sinn und dann war mein Entschluß gefaßt. Ein junger Mensch muß etwas erleben, sich den Wind um die Nase pfeifen lassen. Wer wagt, gewinnt. In 2 Tagen ging der Dampfer „Koenig“ nach Transvaal und der sollte mich mitnehmen.

Der 25. Oktober 1899, der Tag der Abfahrt des Dampfers, kam. Schon in den Passagierhallen am Hafen zeigten mir die vielen vorschriftsmäßigen Manöverkoffer, wer meine Schiffsgenossen und künftigen Frontkameraden sein würden. Und wirklich fanden sich ca. 30 junge Leute, meistens frühere Offiziere, an Bord zusammen, die alle das gleiche Ziel, den südafrikanischen Kriegsschauplatz, hatten. Nach 4 Tagen kamen wir nach Amsterdam. Wenn in Deutschland die Begeisterung für die Burenache groß gewesen war, hier in Holland stieg sie ins Unermeßliche. Ueberall auf den Straßen hörte man die Burenhymne, überall in den Schaufenstern sah man das Bild des greisen Dom Paul

und die Transvaalfarben. Wir bekamen hier die erste holländische Ambulanz an Bord, bestehend aus 4 Ärzten, 10 Schwestern und 4 Pflegern. Unser Kreis von Mitkämpfern erweiterte sich durch einige junge Afrikaner, Söhne von Transvaaler Regierungsbeamten, unter ihnen auch ein Sohn des Staatssekretärs Neitz, die in Holland studiert hatten und nun hinübereilten, um sich

ihrem be-
drängten
Vaterlande
zu stellen,
prächtige
Herks, mit
denen wir auf
der Reise gute
Kamerad-
schaft hielten.

Wohl ging
manchmal der
eine oder der
andere von
uns mißtrau-
isch um die
beiden großen
mit roten
Kreuzen ver-
sehenen
Kranken-
wagen der
Ambulanz,
die auf Deck

verstaubt waren, wohl dachte mancher, wenn wir uns mit den so netten holländischen Schwestern vom Roten Kreuz lustig unterhielten oder Bordspiele trieben, „ob die mich auch mal in die Hände bekommen werden?“ Aber solche trüben Gedanken verfliegen schnell, war ja auch alles dazu angethan, uns vergnügt und fidel zu stimmen. Kann man sich denn eine reizvollere, interessantere Reise denken? —



Abfahrt von Hamburg.

Nach den Schrecken des stets bewegten Golf von Biskaya, wo manch' tapferer Burenkämpfer das graue Elend bekam und mit bleichen Lippen und leerem, trostlosem Blick dem Meere seinen Tribut gab, das so malerisch gelegene Lissabon an den herrlichen Ufern des Tejo. Man konnte all' das viele Gute-ressante garnicht in sich aufnehmen, denn weiter mußte es gehen.

Nach einer prachtvoll ruhigen Fahrt durch das liebliche Mittelmeer, nahmen wir in Neapel die erste deutsche Ambulanz an Bord, geleitet von Herrn Marinestabsarzt Dr. Matthiolius, den Herren Dr. Rüttner und Dr. Hildebrand, bestehend aus 4 Schwestern vom Roten Kreuz und 4 Pflegern. Noch einmal waren wir alle zum letzten Male auf europäischem Boden beim schäumenden Glase Münchener Bier zusammen und ließen uns immer wieder von der konzertierenden Wiener Kapelle die „Wacht am Rhein“ und „Heil Dir im Siegerkranz“ vorspielen, dann ging es hinüber nach Afrika. Noch einige Tage herrliche Fahrt durch das tiefblaue Mittelmeer und wir waren in Port Said. Hier bekamen wir zum ersten Male den bösen Feind zu sehen. Vor dem Gouvernementsgebäude gingen englische Posten auf und ab.

Am Hafen patrouillierten englische Zollbeamten. Leider sollten wir die Herren Briten noch näher kennen lernen. Kurz vor Abgang des Dampfers kamen ein Rittmeister und zwei Leutnants eines englischen Husaren-Regiments an Bord, die als Passagiere mit nach Durban fuhren, um dort zu ihrem Regiment zu stoßen. Mit der Gemütlichkeit war es nun vorbei. Schon vorher waren wir gewarnt worden, nicht zu offen auszusprechen, daß wir zu den Buren in die Front wollten. Es wären englische Polizeiagenten an Bord und England bekäme alles fertig. Wenn es nachgewiesen werden könnte, würden wir eines schönen Tages in Alden oder Sansibar verhaftet und festgehalten werden. Nun, das Beweisen war nicht so einfach, aber besser, man nahm sich in Acht und ersparte sich Unannehmlichkeiten.

Deshalb bekamen wir den Rauchsalon für uns, wo wir auch getrennt von den andern unsere Mahlzeiten einnahmen. Dort konnten wir weiter auf den Sieg der Buren und gutes Gelingen trinken und wir thaten es in ausgiebigstem Maße. Wie schön

waren die Tropennächte, wenn wir nach der entsetzlichen Hitze des Tages wieder aufatmend bei einem Faß Münchener an Deck zusammensaßen und unsere frischen deutschen Studentenlieder sangen, wenn der lange Janke, der 2. Offizier des Schiffs, seine unglaublichen Geschichten erzählte und jeder dann einen Schwank aus seinem Leben zum Besten gab.

Und doch war es die höchste Zeit, daß die Ueberfahrt zu



Vertreiben der Burenfrauen und Kinder.

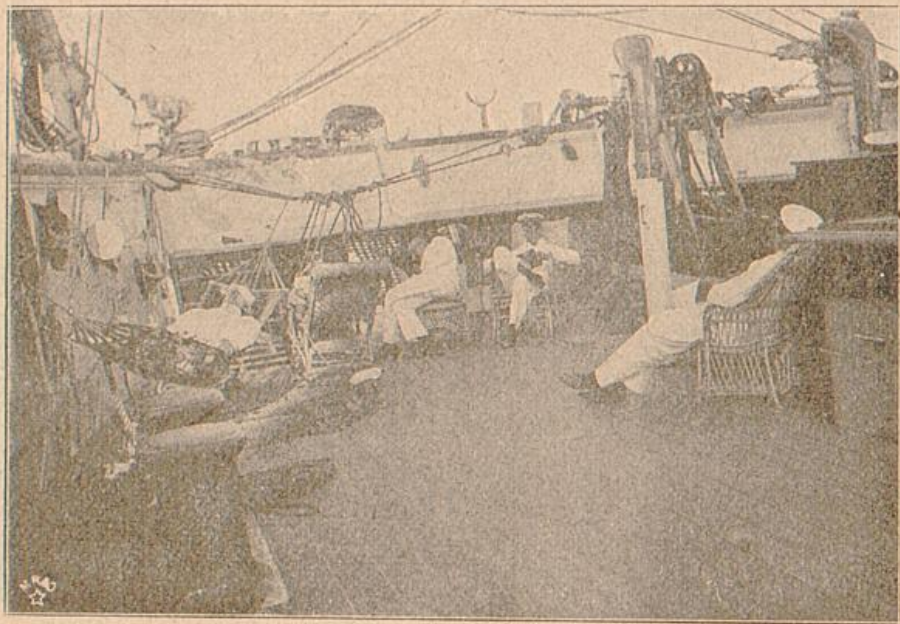
Originalzeichnung von Franz v. Defregger. 1877

Ende ging. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen. Wir wurden immer übermütiger. War es uns denn zu verdenken? Die Vergangenheit lag hinter uns begraben mit manchen lieben, manchen trüben Erinnerungen, vor uns aber hatten wir ein freies Leben, einen frischfröhlichen Krieg.

Erstes afrikanisches Abenteuer.

Endlich kamen wir nach dem portugiesischen Hafen Beira. Nun noch ein Tag und wir waren am Ziel, liefen in der Delagoa-Bay ein.

Nachmittags saßen wir alle behaglich an Deck, rauchten unsere Zigarette und sahen über den schönen blauen Hafen hinüber nach dem trostlosen Beira. Da kommt der lange Dewiz heraufgestürmt. „Herrschaften, freut euch, wir sind heute Abend alle von den Deutschen in Beira zu einem Faß Münchener eingeladen.“ Das wirkte. Beira sah mit einem Male nicht

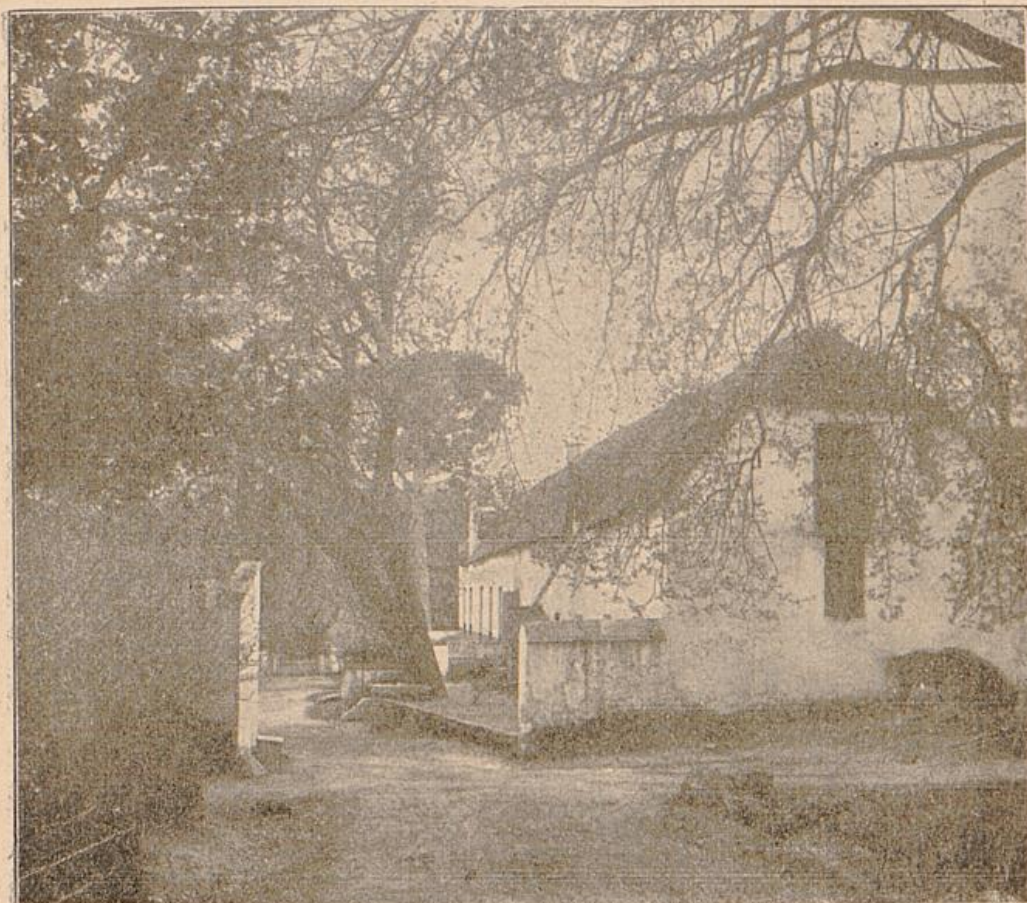


Eierla an Deck des Dampfers.

mehr so trostlos aus. Und am Abend saßen wir beim schäumenden Glase Bier und tranken immer noch einß, bis wir uns tief in der Nacht erinnerten, daß wir noch einmal an Bord zurück mußten, denn die Dampfspinasse und unsere Schiffsboote warteten auf uns.

Ich war mit einem Kameraden, der wegen eines verletzten Knies nicht so schnell mitkam, zurückgeblieben. Endlich hatten wir den Strand erreicht, aber von Booten keine Spur. Da war guter Rat teuer. Drüben im Hafen lag unser stolzer „Koenig“,

hellstrahlend vom elektrischen Licht. Aber das war ja garnicht so weit. Es mußte doch eine Wonne sein, durch die wohlige warme Flut unter dem von Millionen Sternen leuchtenden Tropenhimmel hinüberzuschwimmen. Mut hatten wir uns ja genügend angetrunken. Also rin in die Kartoffeln. Ehe mein Freund sich recht besinnen konnte, war sein treuer Kamerad verschwunden und plätscherte fidel im Golf von Beira herum.



Eine alte Burenfarm im Innern von Transvaal.

Zuerst ging alles wunderschön. Das Wasser war so wonnig warm und glänzte hell vom Meerleuchten, wie Diamanten stieben die Tropfen zwischen den Fingern hindurch.

Ich sah weder vorwärts noch rückwärts, weder rechts noch links und ließ mich von den klaren Wogen tragen. Aber was ist das? Der Dampfer, der mir vorhin am Strand ganz nahe

erschien, wird immer kleiner, immer mehr entfernen sich die Lichter. Also aus Land zurück, aber das geht auch nicht mehr. Langsam kam die Einsicht. „Junge, da hast du wieder einmal



Eine Burenfamilie in Kransbad: Vater und Sohn ziehen ins Boot.

eine
Dumm-
heit ge-
macht!“
Immer
weiter
wurde ich
von einer
Strömung
abgetrie-
ben, im-
mer mü-
der wur-
den meine
Arme. Da
höre ich
hinter mir
Ruder-
schläge.
Sehe ich
recht? —
Nicht
mehr
weit von
mir kommt
ein Boot,
bemannt
mit vier
Schwar-
zen, die

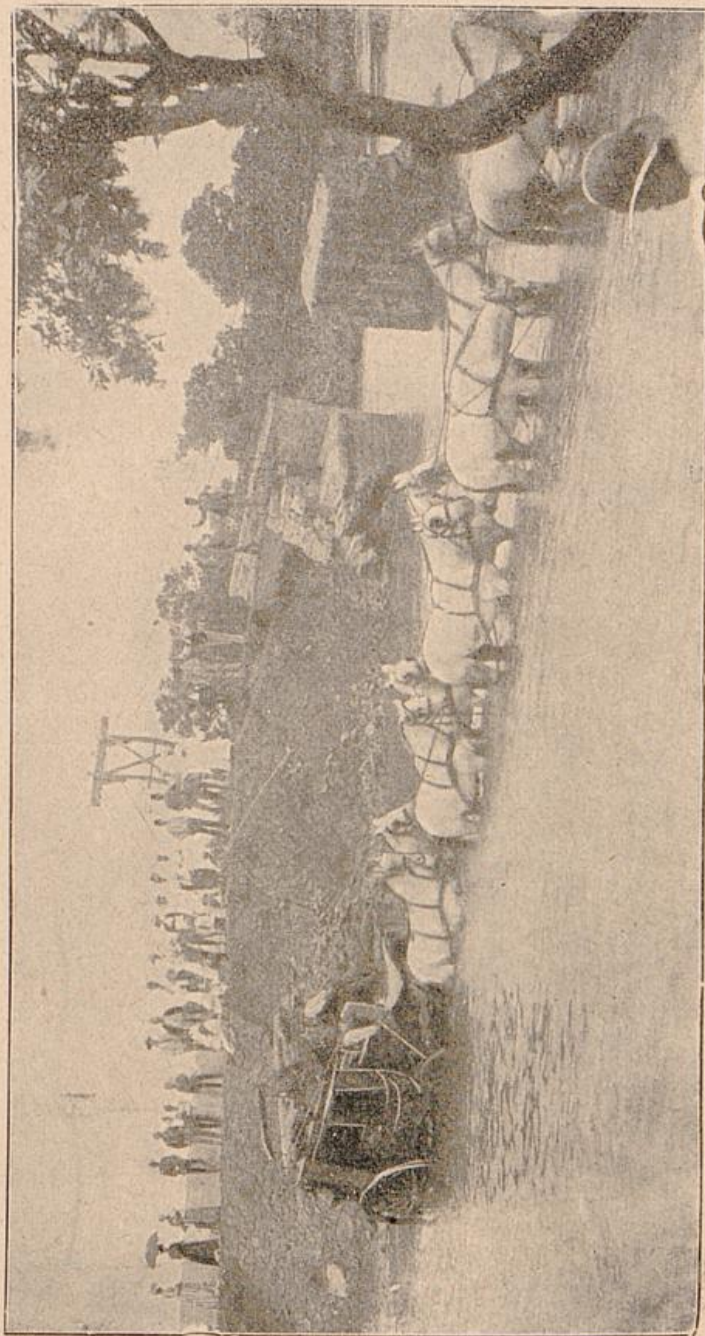
wie toll hinter mir herfahren. Ich erwarte, auf dem Rücken mich ausruhend, diese edlen Leute, die mich nach meiner Meinung retten wollen, und lasse mich von ihnen ins Boot ziehen.

Da sitze ich nun glücklich wieder auf dem Trocknen und

denke bei mir: „Gott sei Dank! Aus der Klemme bist du wieder glücklich raus. Ein junger Mann muß Glück haben.“ Aber in

Afrika

kommt alles anders, wie man denkt. Ich lächelte mein Gegenüber dankbar an und suche ihnen klar zu machen, daß ich nach dem hell erleuchteten „vapore“ wolle, da stürzen sie alle vier wütend auf mich los. Mein erster Gedanke ist: „Die verdammten Kanailen“, der zweite: „Das geht auf dein



Transvaalpost eine „Sprint“ passierend.

Geld.“ Ich wehre mich mit der Kraft eines Verzweifeltten. Schließlich gelingt es mir, den einen, der mir am heftigsten

zugeseht hat, durch einen wohlgezielten Fußtritt über Bord zu befördern. Er kann das Boot nicht mehr fassen und versinkt. Ein Augenblick Gefechtspause. Die andern hatte das scheinbar sehr erschreckt, sie lassen von mir ab und beratschlagen. Ich danke meinem Schöpfer, daß der erste Angriff glücklich abgeschlagen,



Major Albrecht,

der Organisator und Kommandeur der Artillerie des Oranje-Freistaates.

ich verloren. Und ich brauche nicht lange warten. Auf einmal springen meine Schächer mit erneuter Kraft auf mich los, denn einen gelingt es, mir einen Strick über den Kopf zu werfen, und nun bin ich geliefert. Mit bewundernswertem Geschick werden mir die Hände und Beine gefesselt und ich in diesem hilflosen Zustand an die Ruderbank gebunden.

ungemütliche Lage kommt mir erst jetzt so recht zum Bewußtsein. Um Hilfe rufen kann ich nicht, wir sind viel zu weit vom „Koenig“ entfernt, kein Mensch würde mich hören. Dem ersten Ueberfall muß ein zweiter folgen und dann bin

In dieser verzweifelten Lage fange ich an, aus allen Kräften „König“ zu rufen. Vielleicht ist doch noch eins unserer Boote unterwegs, vielleicht dringt mein Rufen doch noch durch die stille Nacht an Bord des Schiffes.

Zu meinem großen Erstaunen räubern mich die Schwarzen nicht aus. Sie legen die Ruder wieder ein und fahren zurück.



Burggeneral Lukas Meyer.

Doch mein Rufen war nicht ungehört geblieben. Die Pinasse des „König“, die noch einmal an Land gefahren war, um Verspätete zu holen, hatte mein Schreien gehört und kam mir zu Hilfe. Deutlich hörte ich durch die stille Nacht das Stampfen ihrer

Maschine. Aber die Schwarzen hatten es auch bemerkt, mit allen Kräften rudern sie ans Land, lassen ihr Boot im Stich und laufen weg, mich zurücklassend. Inzwischen war die Pinasse herangekommen. Robert, der Matrose und Führer der Pinasse, ist starr vor Staunen. „Herr du meine Güte, wie kommen Sie denn so krumm gebunden und naß wie ein Pudel in det olle Boot rin?“ — „Ja, sehen Sie, das weiß ich selbst nicht,“ mußte ich lachend erwidern. Ich war glücklich, wie ich das breite,

gutmütige Gesicht von dem ollen ehrlichen Seemann sah, den mir manche gespendete Flasche Bier zum Freunde gemacht hatte. Bald bin ich losgebunden, sitze in der Pinasse und erzähle Robert meine Heldenthaten.

„Nee,“ meint er, „dat is doch to suurrig, dat Ihnen aber nich die verdammten Haißische auffesuttet haben, die wimmeln man ja bloß hier so rum. Ich gloobe, Sie sind noch zu was Troßes uffgehoben, Sie werden noch einmal General in Transvaal.“

Als wir an Bord kamen, war da große Aufregung. Ich wich allen Fragen aus und ging so schnell wie möglich in meine Kabine. Der nächste Tag sollte uns aus diesem Schreckensnest nach unserem Ziele Lourenço Marquez bringen.

Am nächsten Morgen hatten sich die meisten Gemüter wieder beruhigt. An Deck spielte die Musik. In kleinen Gruppen saßen wir in unseren bequemen Stühlen, Zigaretten rauchend und unsere Vermutungen über das Kommende austauschend. In einer halben Stunde sollte der „König“ die Anker lichten, und zahlreiche Boote mit Eingeborenen umschwärmten das Schiff, Früchte und kleine Handarbeiten anbietend. Alles war froh, daß es nun endlich weitergehen sollte und wir bald in Pretoria sein würden. Denn so interessant und sorglos das Leben an Bord war, wir hatten alle keine Ruhe mehr.

Während wir noch unsere Erwartungen und Hoffnungen austauschten, kommt ein Kamerad aufs Deck gestürzt, der wegen seines nie versiegenden Humors allgemein beliebt war.

Sein Gesicht ist bleich und drückt die größte Spannung und Hast aus. Lautlos winkt er mir und stürmt mir voran die Treppen hinunter in den Rauchsalon. Verwundert frage ich ihn: „Was soll denn das bedeuten? Wollen Sie mich meuchlings anpumpen?“ In einer Aufregung, die ich nicht an ihm kannte, antwortet er mir: „Bleiben Sie hier, der Maschinist wird Sie holen und verstecken. Sie sind in Gefahr, die portugiesische Regierung will Sie verhaften.“

Und da war auch schon der Maschinist, und ehe ich über die ganze Sache nachdenken konnte, saß ich in einem „Schott“ tief unten neben der Maschine, und der Maschinist schraubte mein Kämmerchen wieder zu.

Ungenehme Lage das in diesem Loch. Soviel ich auch mein Hirn zermartete, ich konnte aus der Sache nicht klug werden. Ueber mir an Deck spielte unsere Kapelle als Abschiedsgruß schon den 14. Vers der portugiesischen Nationalhymne, aber unser Schiff rückte und rührte sich noch nicht, noch keine Hoffnung, aus dieser Ungewißheit und unbehaglichen Lage befreit zu werden. Da endlich fangen die Schrauben an zu arbeiten, wir drehen und sind bald in voller Fahrt.

Lachend befreit mich der Maschinist aus meinem engen Gefängnis. „Na, die Brüder haben Sie schön gesucht, ein Polizei-



Soldat und Buren

Soldat und Buren.

agent und ein portugiesischer Offizier, aber was der alte Mangold versteckt, das findet niemand. Sie sind nicht der Erste. Zunächst sollen Sie zum Kapitän kommen.“

Und dort höre ich zu meinem Erstaunen und Grauen die Lösung des Rätsels. Auf meiner gestrigen Wasserpartie war ich bei dem portugiesischen Wachtschiff vorbeigeschwommen. Der wachthabende Offizier hatte mich bemerkt, und in der Meinung, ich wäre ein entlaufener Strafgefangener, da in Beira niemand im Golf herumschwimmt, der nicht muß, der Haifische wegen, hatte er ein Boot mit 4 schwarzen Soldaten mir nachgeschickt,

mit dem Befehl, mich wieder einzubringen. In der Meinung Räuber vor mir zu haben, hatte ich in der Notwehr den einen der Schwarzen über Bord befördert. Ich sollte nun also wegen Tötung eines portugiesischen Soldaten im Dienst in Mozambique eingesperrt werden.

Die letzte Nacht an Bord war vorüber. Ruhig schlafend, lagen wir noch alle oben an Deck in unseren Hängematten, denn



Burenveteran vor Ladysmith.

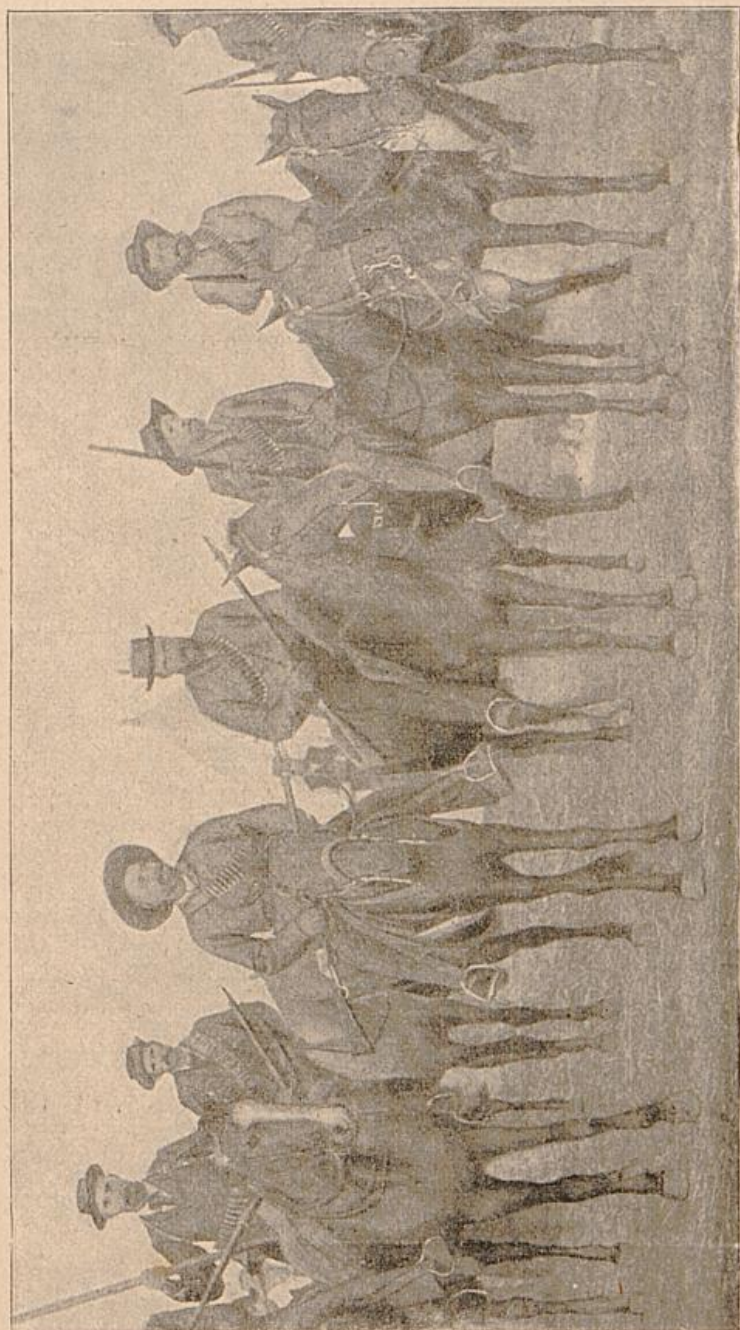
in den engen, überfüllten Kabinen

konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Plötzlich hallt ein Kanonenschuß über die See und in demselben Augenblick stoppt unser Dampfer. Wir springen erschreckt an Deck. Da haben wir die Besetzung. Neben uns liegt ein englisches Kriegsschiff und signalisiert

mit unserm „König“. Und dann kommt ein Boot vom Briten herüber und ein Offizier mit einigen Leuten steigt gravitatisch und steifbeinig zu uns an Bord. Das viele englische Gesindel, das in Alden und Sansibar eingestiegen ist und bei uns im Zwischendeck nach Durban fährt, um dort der glorreichen

englischen Armees als Kriegsfreiwillige eingereist zu werden, bricht in ein wildes Freudengetöse aus und grinst uns mit höhnischem Lachen an.

Der englische Offizier meldet sich bei unserem Kapitän. Er hat den Befehl, unser Schiff auf Kontrebande zu untersuchen. Zu seinem Aerger hat er wenig Glück damit und nach einer Stunde muß er unser Schiff unverrichteter Sache verlassen. Und nun lachten wir höhnisch und



Buren-Kavallerie.

die so plötzlich ernüchterten Engländer bissen wütend auf ihren Schagpfeifen herum und ballten die Faust in der Tasche.

Nach diesem kleinen scherzhaften Zwischenfall liefen wir endlich nachmittags 4 Uhr am 6. Dezember 1899 in die Delagoa-Bay ein und gingen gegenüber von Lourenço Marquez vor Anker. Nun wurde uns doch etwas eigentümlich zu Mute. Vorbei war es mit den schönen kühlen Ananasbowlen und guten Zigarren, vorbei mit den gemütlichen Abenden. Jetzt kam der bittere Ernst.

Noch einmal drückte uns der lange Janke, den wir alle lieb gewonnen hatten, die Hand. „Sungens, daß Ihr die Nase ins Gesicht behaltet, Ihr werdet noch manchmal mit Sehnsucht an den „Koenig“ zurückdenken, wenn Euch der Magen schief hängt und die blauen Bohnen um die Ohren pfeifen. Glück auf, schießt möglichst viel Engländer über den Haufen!“ Dann ging es hinüber an Land. Hier wurden erst einige klingende Händedrucke mit den portugiesischen Zollbeamten gewechselt, die uns schon mit hohlem Pfötchen erwarteten; unsere Pässe wurden vom deutschen Konsul visiert, die Stadt flüchtig angesehen und müde und hungrig Quartier gesucht. Aber das war nicht leicht. Die Stadt war von Transvaalflüchtlingen total übersüllt, die alle auf ihr Schiff warteten, um nach Europa zurückzueilern, nachdem sie vor dem Kriege ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten.

Endlich fanden wir notdürftiges Unterkommen in einem kleinen sehr zweifelhaften Hotel. Nachdem wir ein eigentümliches undefinierbares Etwas gegessen hatten, suchten wir, drei Mann hoch, auf dem Billard den wohlverdienten Schlaf. Leider suchten wir ihn nur die ganze Nacht. In Afrika haben die Billards noch keine Mosquitoneze, und so sumimte es uns erschreckend um die Ohren herum und bald waren wir von oben bis unten jämmerlich zerstoehen. Aber auch diese Nacht ging einmal zu Ende, und am nächsten Morgen fuhren wir mit Extrazug zusammen mit den beiden Ambulanzen von unserem „Koenig“ gen Pretoria. Noch einmal winkten wir unserem stolzen Schiff zu, das da drüben lag, dann verschwand Hafen und Stadt und wir fuhren zwischen Plantagen und Maisfeldern hindurch hin zur Transvaalgrenze. Nach vierstündiger Fahrt haben wir sie erreicht, mit lautem Hurrah fahren wir in Comati Poort ein. Da sind sie, die ersten Buren, so hat sie uns unsere Phantasie oft genug ausgemalt. Große markige



Graf Zeppelin, ein deutscher Burenkämpfer, auf dem Totenbett.
Gefallen in der Schlacht bei Elandslaagte, Südafrika, den 25. Oktober 1899.

imponierende Gestalten mit riesigen auf der Seite aufgeschlagenen Hüten, die Patronengürtel auf der Brust gekreuzt, den Mauserkarabiner über die Schulter. Begeistert stimmen wir die Burenhymne an, begeistert fallen sie ein, andächtig das Haupt entblößend. Wir werden herzlich von ihnen begrüßt und nach



Alter Transvaal-Buer.

kurzem Aufenthalt geht es weiter. Von hier an gleicht unsere Fahrt einem wahren Triumphzug. Selbst auf den kleinsten Stationen stehen Buren, zur Begrüßung als Salut ihre Gewehre abfeuernd, uns Früchte und Blumen in die Wagenfenster hereinreichend. In den größeren Orten, wie in Waterval boven und Middelburg begrüßen uns holländische und deutsche Vereine, die die Ambulanzen begeistert bewillkommenen.

So geht es weiter, bis wir morgens 7 Uhr in Pretoria einfahren. Einige Regierungsbeamte kommen uns auf dem Bahnhof entgegen und weisen uns im Transvaalhotel Quartier an.

Im Hotel finden wir die Herren, die schon am 11. Oktober mit dem Dampfer „Herzog“ von Hamburg weggefahren waren. Man kann manche überraschende Szene beobachten.

Hier begrüßen sich zwei Herren, die vor Jahren zusammen im Kadettenkorps oder auf der Kriegsschule gewesen waren und nun nach längerer oder kürzerer Offizierlaufbahn im fernen sich Afrika wiedertreffen.

Das sonst so stille friedliche Pretoria gleicht einem bewegten Kriegslager. Ueberall wird gerüstet, aber mit frischem fröhlichem Mut und mit siegesgewissen frohen Gesichtern.

Vor dem imposanten Regierungsgebäude steht eine endlose Reihe der breiten, plumpen Wagen, mit 4—6 Paar Ochsen bespannt und mit Kriegsmaterial aller Art beladen. Auf den freien Plätzen sind Pferde zusammengetrieben, die an die Freiwilligen verteilt werden. In dem Gouvernementsstore empfangen die neu eingestellten Kämpfer Gewehre, Munition und Sattelzeug. Vor dem Contor des Feldcornets drängt und schiebt es sich, die alle wollen als Freiwillige eingeschrieben und eingekleidet werden.

Aber merkwürdig, überall in den Magazinen, Contoren und in den Räumen des Regierungsgebäudes traf man Holländer angestellt. Und wie fühlten sich diese Schreiberseelen erhaben und wichtig.

Es war ja auch viel bequemer und ungefährlicher hier wie in der Front und es ließ sich nebenbei manchmal ein schönes Stück Geld verdienen. Mochten die Deutschen sich totschießen lassen, das waren eben die Dummen. Wenn aber ein Sieg der Buren in der Zeitung stand, dann waren sie die Herren der Situation gewesen. Viele Holländer habe ich im Feuer nicht gesehen, meistens waren sie in den Kommissariaten und thaten sich dort wichtig mit schönen Reitstiefeln und Sporen.

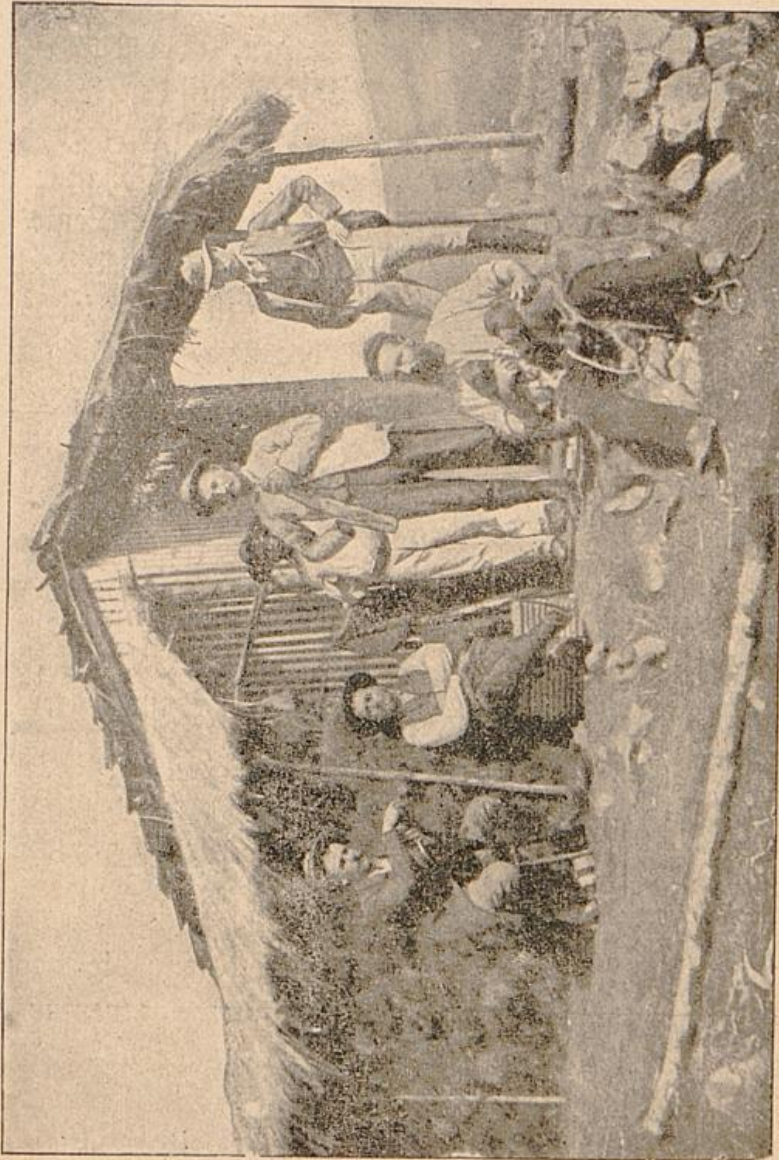
Die Minen bei Johannesburg während des Krieges.

Da ich in Johannesburg einen Herrn besuchen wollte, an den ich empfohlen war, verließ ich mit dem Mittagszuge Pretoria, um nach der Goldstadt weiterzudampfen.

Man hatte mir abgeraten, nach Johannesburg zu gehen. Die Stadt wäre wie ausgestorben, und man hatte mir nicht zu viel gesagt. Während in Pretoria alles Leben und Bewegung war, war es hier in der Minenstadt öde und leer. Die Straßen

waren ohne Verkehr, die Schaufenster mit Wellblech vernagelt, die Bars, Restaurants und Kaffees zum größten Teil geschlossen.

Die Goldminen waren sogleich nach der Kriegserklärung



Deutsche Bergleute in Transvaal vor ihrer Hütte.

geschlossen worden, und alle die Tausende, die hier beschäftigt waren, wurden mit einem Schlage brotlos. Die Glücklicheren, die hier Reichtümer gesammelt hatten, waren Hals über Kopf hinweggeeilt in die Hafenstädte oder in die Heimat. Und die Unbemittelten hatten sich, meistens der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, den Buren angeschlossen und waren in der Front. Sehr überraschten mich die vielen deutschen Flaggen auf den Häusern. Waren denn so viele Deutsche noch in der Stadt?

Ich ging in eines dieser Häuser hinein, in der Hoffnung, von Landsleuten begrüßt zu werden, aber das „Good morning, Sir“ klang wenig heimatlich. Die deutschen Farben auf dem Dach sollten nur die Neutralität der Bewohner zeigen, falls die grausamen Burenhorden einmal durch Johannesburg kämen.

Im Laufe der Zeit sah ich, daß diese Leute eine ganze Fahnenammlung hatten. Im Anfang des Krieges war, wie gesagt, unsere deutsche Fahne als Neutralitätszeichen auf ihrem Haus, als die großen Siege der Buren am Tugela und am Spionkop bekannt wurden, hißten sie die Burenflagge, aber als Lord Roberts an der Spitze seiner glorreichen Armee einzog, da wehten die Farben des stolzen Albions von ihren Dächern.

Herr Bergassessor F., an den ich empfohlen war, bot mir in liebenswürdigster Weise eine Stellung auf einer inzwischen wieder eröffneten Goldmine nahe bei Johannesburg an, zu deren Direktor er in diesen Tagen ernannt war.

Sogleich nach Ausbruch des Krieges hatten bei weitem die meisten Goldminen schließen müssen. Die englischen Beamten und Arbeiter hatten in panikartiger Flucht die Stadt und das Land verlassen, ihr Eigentum in den Häusern der Minen zurücklassend.

Zum Schutze der verlassenen Minen, die noch viel wertvolles Mobiliar, Maschinen und anderes Inventar bargen, war eine Minenpolizei eingerichtet worden, die auf den Grundstücken wohnten, dort Posten- und Patrouillendienst zu verrichten hatten, um die Minen gegen Einbrüche und Ueberfälle von Kaffern und anderem Gesindel zu schützen.

Auf den größeren Minen war ein Leutnant stationiert, der in einem der verlassenen Direktorhäuser wohnte, ein monatliches Gehalt von L. 45.— bekam und bei seinem manchmal



Eine Gruppe junger Kaffermädchen.

mehr wie einfachen und bequemen Dienst ein sorgenloses, behagliches Leben führte. Ihm waren mehrere Korporale unterstellt mit einem monatlichen Gehalt von L. 30.—, die am Tage

und in der Nacht je 2 Mal die Posten und Patrouillen zu revidieren hatten. Die Mannschaft bekam eine monatliche Löhnung von L. 15.— und konnte sich auch weder über zu



Kaffernhäuptling Lokotowayo.

anstrengenden Dienst noch über zu schlechte Bezahlung beklagen. Sie hatten meist gelber Uniform ähnliche Röcke, große auf der Seite aufgeschlagene Hüte und waren mit Revolver oder

Karabiner bewaffnet. — Von den vielen durch den Schluß der
Minen brotlos gewordenen Beamten und Arbeitern meldeten sich,
da die Bedingungen so
günstige waren, natür-
lich sehr viele zu dem
Minenpolizeidienst.

Und so kam da eine
wild zusammengewür-
felte Gesellschaft zu-
sammen aus allen Na-
tionen und allen Stän-
den, und manch einer
that mit scharfgelade-
nem Karabiner stolz
seinen Wachtdienst, der
früher niemals ein Ge-
wehr abgeschossen hatte.

Ich hatte einmal
gute Gelegenheit, einen
tiefen Blick in das
Leben und Treiben
dieser Truppe zu thun,
und das, was ich da
sah, konnte mir in
vielmehr keine sehr große
Garantie für die
Sicherheit des Minen-
eigentums gewähren.

Natürlich fanden
sich in einer so zu-
sammengewürfelten
Gesellschaft genug Ele-
mente, die den Unter-
schied von Mein und
Dein nicht recht kannten

und die in diesen unruhigen Zeiten wo sich selbst die Rechts-
begriffe von Redlicheren oft verwirrten, eifrig bestrebt waren,



Kaffernmädchen, Schwester des Häuptlings Kototowaho.

möglichst viel von dem ihnen anvertrauten Gut in ihre Tasche zu wirtschaften.

Wenn dann nicht der Leutnant ein sehr energischer Mann und die Korporäle sehr wachsam und dienstefrig waren, so verschwand gar manches Einrichtungsstück aus den oft auf das komfortabelste eingerichteten Wohnungen der geflüchteten und



Eine Kaffern-Schöne.

einer fernen von Johannesburg gelegenen Mine bei dem dortigen Leutnant, einem Deutschen, verlebte.

Am Weihnachtsabend brachte die Mannschaft dem allgemein beliebten Leutnant einen Fackelzug, der mit Paradeaufstellung und Ansprache vor dem Direktorhause endete. Wir standen auf der breiten Veranda und erwarteten den Zug. Wenn auch die Marschordnung und die Wendungen verzweifelte Aehnlichkeit

ausge-
wiesenen
Minen=
beamten.

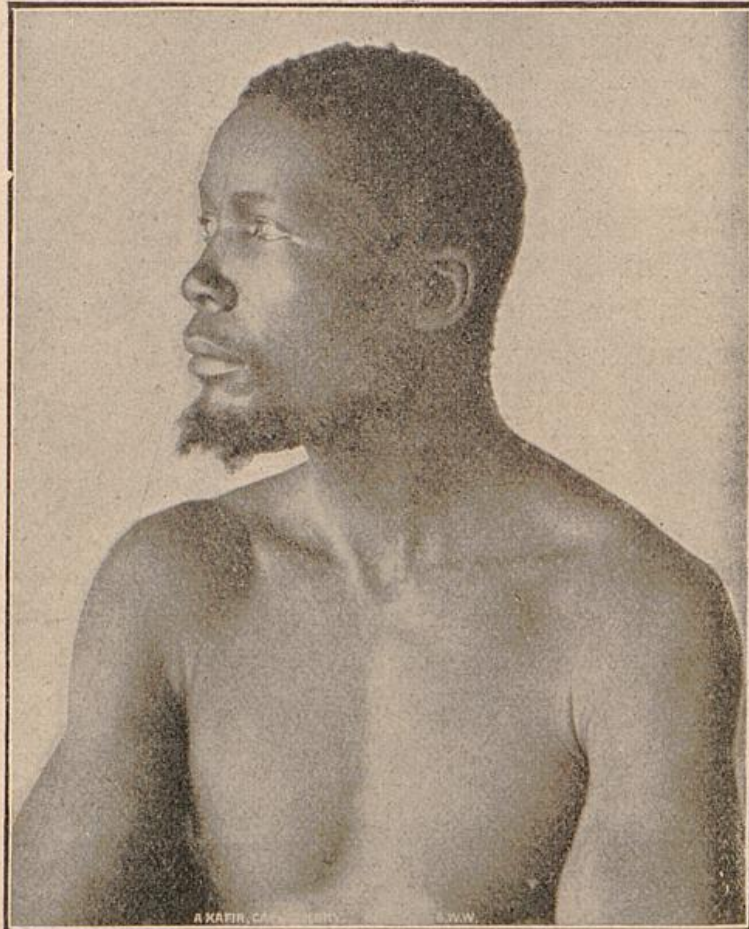
Aber
es waren
auch viele
gebildete
und
früher gut
situierte
Leute in
der einfa-
chen gelb-
braunen
Minen=
polizei=
uniform.
Das sah
ich in den
Weih=
nachts=
tagen, die
ich auf

mit den Exerzierübungen unserer alten braven Bürgerwehr von anno dazumal hatten, war doch der Wille zu loben.

Und als dann die Mannschaften mit Bier und Whisky bewirtet wurden, sah man auch, daß Leute von Stand und mit Talenten unter ihnen waren.

Jeder wurde aufgefordert, etwas zur allgemeinen Unterhaltung und Erheiterung beizutragen.

Zuerst sangen 4 große, stämmige Norweger, die früher als Gesangsquartett in Afrika aufgetreten waren. Zu den von ihnen vorgebrachten ersten



Ein Kaffer.

Weisen bildete einen scharfen Kontrast der kleine, schwarze, bewegliche Italiener, der uns nachher mit voller Hingabe und Begeisterung mit trimulierender Stimme ein venetianisches Volkslied vortrug. Ihm folgte einer nach dem andern, originelle Abwechslung bietend, auch der Deutsche mit einem derben Soldatenlied fehlte nicht.

Im November 1899 beschloß die Transvaalregierung,

einige der Goldminen wieder zu bearbeiten, um Geld für den Krieg zu bekommen. So wurde auch die einer englischen Kapitalistengruppe gehörende brown Reef Gold Mine „under Governements order“ wieder bearbeitet.

Dem zum Direktor ernannten früheren preussischen Bergassessor F., der später in Transvaal Staatsdiensten-Minen-Inspektor gewesen war, stellten sich sogleich im Anfang große Schwierigkeiten entgegen.

Woher sollte man in dieser Zeit, wo die meisten geflüchtet oder in die Front gegangen waren, Beamte und Arbeiter hernehmen. Leute fanden sich zwar genügend, die Geld verdienen wollten und auch vielleicht den guten Willen mitbrachten, für den hohen Lohn etwas zu leisten, aber es waren keine Fachleute und in den Monaten, in denen die Mine nicht bearbeitet war, waren Maschinen und Anlagen in Unordnung geraten, teilweise sogar von den Engländern selbst beim Einstellen der Arbeit ruiniert worden.

So befand sich die elektrische Anlage in einem bejammernswerten Zustande, da die Engländer mit Absicht überall Verwirrung hineingebracht hatten, und dieser böswilligen Zerstörungswut fiel leider sogleich, nachdem wir die Arbeit begonnen hatten, ein allgemein beliebter und wegen seiner Tüchtigkeit geschätzter deutscher Elektriker, namens Pamplun, zum Opfer.

Schwer, unendlich schwer war es auch, die nötigen Kaffern zu beschaffen. Die Buren hatten nicht mit Unrecht befürchtet, daß die vielen vor Ausbruch des Krieges in den Minen beschäftigten schwarzen Arbeiter beim Einstellen der Arbeit und nachdem fast alle wehrhaften Männer in den Krieg gegangen waren, eine große Gefahr für Johannesburg und die umliegenden Distrikte werden könnte. So waren die Kaffern von den Minen entfernt worden, entweder in ihren Kraal zurückgegangen, oder sie wurden in der Front zum Kochen und Bedienen und als Pferdejungen verwendet.

Denn der Kaffer eignet sich für diese Arbeiten ausgezeichnet. Keiner kann so sicher reiten und so gut mit Pferden umgehen wie er, keiner so ruhig und sicher die störrischen Maulesel und faulen langsamen Ochsen gespanne leiten.

Wir hatten auf unserer Mine ca. 2000 Kaffern, denn wir hatten nur die Aufgabe, das geförderte und bereits gebrochene Erz zu verarbeiten, es wurde also nicht nur abgebaut und so brauchten nur wenige Kaffern unter Tage beschäftigt werden.

Diese Schwarzen wurden in ein niedriges, quadratisches Gebäude eingeschlossen, das nach außen hin keine Fenster und Thüröffnungen besaß und nur von dem geräumigen Hof, den es umschloß, Licht und Luft erhielt. Diese Kasematten ähnlichen Häuser hießen „Compounds.“

Hier hausten die Schwarzen, wenn sie nicht bei der Arbeit waren, bewacht von der Kaffernpolizei, und es war mir immer hochinteressant, sie hier zu beobachten und ihre Sitten und Lebensweise kennen zu lernen. Manchen Sonntag Nachmittag verbrachte ich hier und ließ mir von ihnen Kriegstänze vor- tanzen, was ihnen viel Vergnügen zu bereiten schien, zumal sie nachher mit schlechtem Tabak und kleinen Münzen fürstlich be- lohnt wurden.

Diese Kaffern bekommen einen verhältnismäßig hohen Lohn und können sich, wenn sie regelmäßig arbeiten, ein schönes Stück Geld sparen. Im allgemeinen allerdings sind sie maßlos faul und müssen zur Arbeit gezwungen werden.

Wenn sie dann genügend sich erspart haben, kaufen sie sich Ochsen und ziehen mit diesen zu ihrem Stamm zurück. Für die Ochsen kaufen sie sich dort in ihrer Heimat Frauen. Und je mehr ein Kaffer Frauen hat, für desto reicher wird er ange- sehen, denn die Frauen müssen für ihn arbeiten, während er, auf einer Decke in der Sonne liegend und rauchend, sich dem süßen Nichtsthun hingiebt.

Meistens haben die armen Teufel diese besseren Zeiten in ihrem Kraal redlich verdient, denn auf den Minen führen sie ein jammervolles Leben. Zwar haben sie in den Goldminen bei Johannesburg lange nicht die schlechte Behandlung, wie die schwarzen Arbeiter in den Diamantengruben in Kimberley. Die Arbeit ist hier wohl ebenso schwer wie dort, die Verpfle- gung ebenso einfach, tagaus tagein Maismehlpapp, und am Sonnabend bekommen sie etwas Fleisch und Gemüse, aber die Kaffern in Kimberley haben noch weniger Freiheit, sind noch

viel schärfer bewacht wie die in Johannesburg, weil ihnen eher Gelegenheit gegeben ist, zu stehlen.

Sie wechseln die Minen nur mit dem „Compound“, der mit breitem Graben und Stacheldrahtgeflechten umgeben ist und außerdem scharf bewacht wird, um ein Entfernen zu verhüten.

Vor dem Betreten des „Compound“ werden die Schwarzen genau untersucht. Unsere Abbildungen zeigen diese Leibesunter-



suchungen, die in brutalster Weise vorgenommen werden. Auf dem Bilde Seite 45 sehen wir sie mit erhobenen Händen u. ausgespreizten Fingern; es ist die erste oberflächliche Untersuchung, die aber noch lange nicht genügt. Dann werden sie einzeln vorgenommen, mit größter Sorgfalt wird dem Schwarzen der Mund durchleuchtet und in den Zähnen und unter der Zunge nachgesehen.

Und schließlich werden noch die Zehen visitiert. Besonders zart und schonend mögen die Aufseher mit den Schwarzen nicht gerade umgehen.

Trotz dieses genauen Untersuchens der Arbeiter und trotz

4 000 000 Eingeborene. 720 000 Weiße.
Die schwarze und weiße Bevölkerung in Südafrika.

der äußerst strengen Gesetze wird dennoch viel gestohlen, denn auf alle mögliche Weise versuchen es die Händler, an die

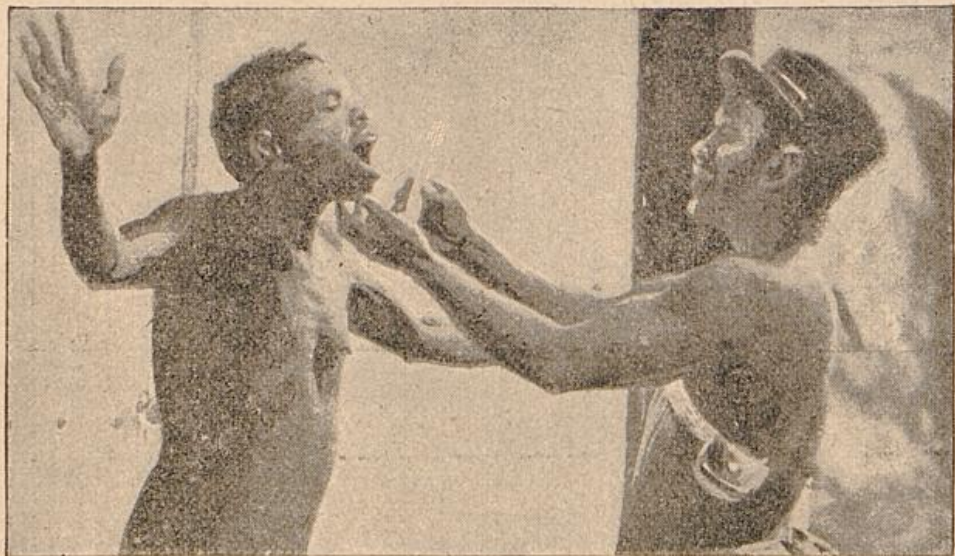


Auftreten der Neger in den Diamanten-Minen zur ersten Untersuchung. Aufheben der Hände.

Schwarzen heranzukommen und sie mit List und Gewalt dazu zu zwingen, für schlechten Schnaps und wenig Geld für sie zu stehen.

Auch in den Goldminen bei Johannesburg wird viel gestohlen, aber hier ist es nicht so lohnend, denn es können immer nur kleine Stücke Amalgam entwendet werden, das mehr aus Quecksilber wie aus Gold besteht. Mit Schnaps und sogenanntem Kaffernbier ist der Farbige am leichtesten zu gewinnen. Die Geseze in Transval verbieten streng, Farbigen berauschende Getränke zu verabfolgen, denn, betrunken, wird der Kaffer zur Bestie.

Troßdem gelingt es den schlauen Burschen immer wieder, für viel Geld vom russischen Juden, dem sogenannten „Peruvian“, Kaffernbier zu bekommen. Und die Folgen davon sind dann ge-



Durchleuchtung der Mundhöhle.

wöhnlich große Prügeleien, die manchmal in blutige Fehden zwischen den einzelnen Kaffernstämmen ausarten.

Zum Diener im Hause eignet sich der Zulukaffer sehr gut. Er ist anständig und faßt schnell auf. In seinen Arbeiten und Berrichtungen ist er gewissenhaft. Jedoch muß er von seinem Herrn richtig behandelt werden.

Nie darf man sich mit seinem „boy“ in ein Gespräch einlassen, er glaubt, man stellt sich mit ihm auf dieselbe Stufe und wird frech und renitent. Verzieht er etwas oder ist er träge und unwillig bei der Arbeit, so muß man ihn unbarmherzig die Peitsche fühlen lassen, während er es mit rührender Dankbarkeit

entgegennimmt, wenn man ihm durch ein kleines Geschenk zeigt, daß man mit ihm zufrieden ist.

Vor einem launenhaften, brutalen Herrn wird er niemals Achtung haben und willig dienstbar sein. Er hat ein scharf ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl und verliert, wenn er launenhaft behandelt wird, allen Respekt, ja, er kann dann rachsüchtig und hinterlistig werden und wartet nur klug und vorsichtig auf eine passende Gelegenheit, wo er an seinem Herrn das empfangene Unrecht rächen kann.

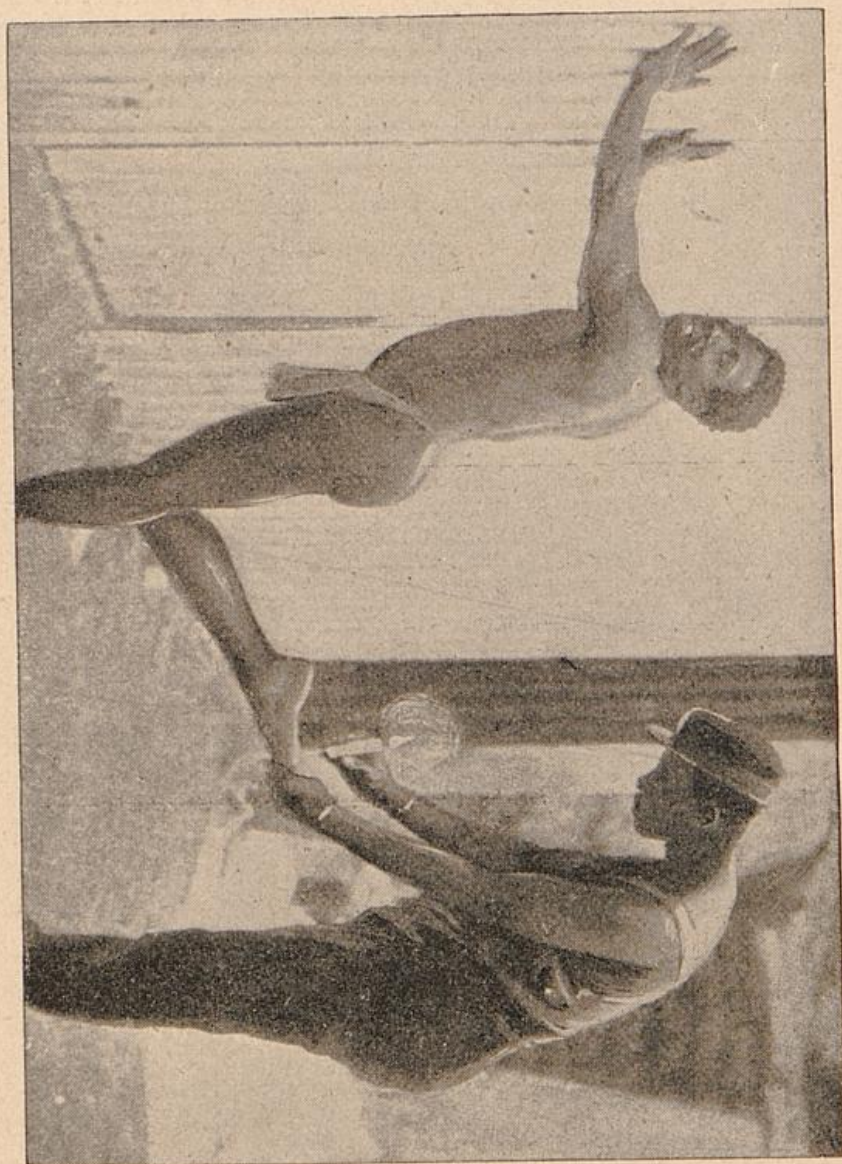
Ich war auf der brown Reef Gold Mine im Contor als Assistent des Sekretärs angestellt, hatte einen hochinteressanten Dienst und konnte ein sehr behagliches, ergögliches Leben führen. Wir wohnten in den Häusern der englischen Minenbeamten, die im Anfang des Krieges in Panik die Stadt verlassen hatten, um in den Hafenstädten das Ende des Krieges abzuwarten und dann wieder in ihr mit allem Luxus eingerichtetes Heim zurückzukehren. Nun machten wir es uns in ihren indischen Stühlen auf der Veranda bequem und genossen alle die Vorzüge, die ein eigenes Haus bietet, und sie mußten in den überfüllten Hotels in Kapstadt sitzen, froh, für teures Geld irgendwo untergekommen zu sein.

Aber so schön und angenehm das Leben hier war, ich hatte doch keine Ruhe. Immer neue Siege



Diamanten unter der Zunge?

der Buren wurden gemeldet, in der Stadt hörte man die Schilderungen der vielen Urlauber, die, von der Front zurückgekehrt, sich bei ihren Angehörigen einige Stunden erholten. Nahe von uns wurde gefochten und man saß hier friedlich und



Zwischen dem Leben?

lebte in dulci júbilo. Da kamen die ersten Niederlagen der Föderierten.

Die Gefangennahme Cronjes, der Entsatz von Kimberley und Ladysmith, endlich der Rückzug der Buren aus Natal über den Dranje River.



Kaffern-Polizisten.

In Johannesburg wurde alles zur Front kommandiert, was zu kommandieren war, was sich bisher sorglich in den Regierungskontoren vor dem ins Feld gehen gedrückt hatte oder was mit teurem Geld einen Stellvertreter gestellt.

Bald konnten die Minen nicht mehr weiterarbeiten, denn es fehlte überall an Arbeitern. Nun war auch für mich kein Halten mehr. Als auch unsere Mine geschlossen hatte, meldete ich mich bei dem Johannesburger Feldkornet als Freiwilliger.

Beim Johannisburger Freiwilligen-Korps.

Es waren damals viele Deutsche in der Stadt, die von Ladysmith gekommen waren und nun ein neues Kommando suchten, unter ihnen auch zwei meiner Kameraden vom Dampfer „Koenig.“ Ihnen schloß ich mich an.

Ein früherer Regierungsbeamter, mit Namen Bignant, der später als Unterführer des General Botha eine gewisse Rolle gespielt hat, warb in Johannesburg Leute für den französischen Oberst Billebois de Mazeuil. Er hatte gutes Pferdmaterial und Mauser. Bei ihm melden wir uns.

Auf dem großen Sportplatz, hinter der Park-Station, hatte der Kommandant sein Quartier.

Hier waren in einem früheren Beetsaal Kleidungsstücke, Waffen und Sattelzeug aufgestapelt und in der Radfahrbahn die Pferde zusammengetrieben. Im Promenadenanzug ging ich hin und als Buer kam ich nach kurzer Zeit wieder, um mich von meinen Bekannten in der Stadt zu verabschieden. Es ging beinahe so schnell jene erste Verwandlung damals wie auf der Kammer bei den „Preußen.“ Dann kam der schwierigste Punkt. Wie wirst du dich mit deinem Gefechtsesel vertragen? —

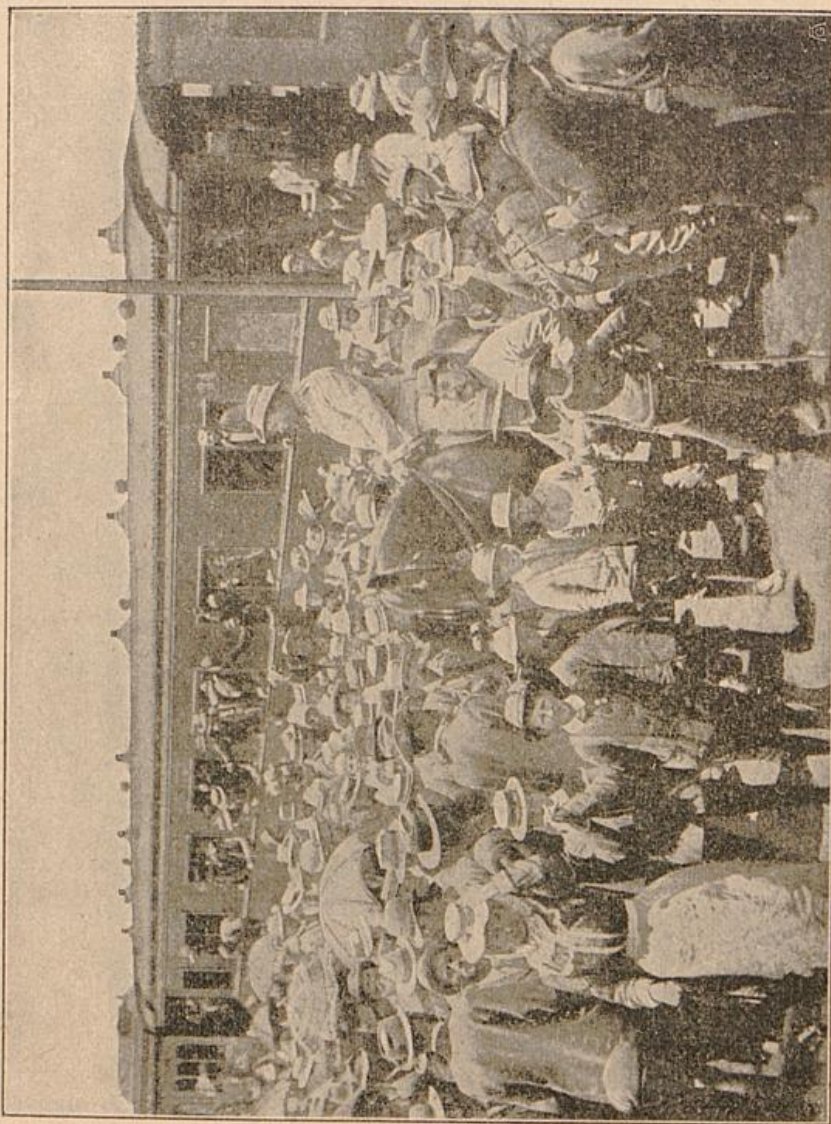
Ich hatte seiner Zeit bei einem Jüsilierregiment gedient und noch nie auf einem Pferd gesessen. Aber nur nicht zeigen, daß man nicht reiten kann. Immer frech und gottesfürchtig. Irgendwie wird es schon werden. Während ich mir noch mit großen Pferdeverstand verratendem Kennerblick die sich tummelnden Gäule betrachte, fragt mich der Kommandant, ob ich nicht heute Nacht mit zwei anderen Deutschen die erste Pferdewache übernehmen möchte. Das war eine brillante Gelegenheit, unbeachtet sich mit dem Schlachtroß anzufreunden. Ich war sofort bereit.

Bei dieser ersten Pferdewache machte ich unter Anleitung eines Deutschen, der früher bei den Ulanen gedient hatte, meine ersten Reitstudien, und sie fielen zur Zufriedenheit aus.

Am nächsten Tage trat zum ersten Male das Kommando geschlossen an. Das Sattelzeug, das im Durchschnitt miserabel war, wurde verlost, und jeder, der schon im Besitz seines

Sattels war, mußte sich ein Pferd greifen, das er dann für die Front behalten konnte.

Die das Glück hatten, sofort durch das Loos einen Sattel zu bekommen, konnten sich ein schönes Pferd aussuchen, während die andern traurig mit dem zufrieden sein mußten, was übrig geblieben war.



Der Bürgermeister Schutte von Johannesburg giebt ausziehenden Bürgern das Geleit
(4. November 1899.)

Wir waren nun vollkommen marschfertig, aber leider kam immer noch nicht der Befehl zum Abrücken.

So saßen wir denn den ganzen Tag in einer deutschen Aneipe, wo der dicke gemütliche Wirt Schwaff mit seiner nicht

minder umfangreichen Gattin Johannesburger Bier ausshenkte, und ließen uns von dem langen Jannasch belehren und erzählen und am Abend gingen wir wieder nach unserem Sportplatz, hüllten uns in unsere Mäntel und schliefen sanft und ruhig, bis wir am Morgen von dem Lärm des nahen Bahnhofs geweckt wurden.

Nach drei Tagen Herumlungerns in Johannesburg endlich Abmarsch.

Unsere Pferde und Gepäck waren verladen. Der Bahnhof war gedrängt voll.

Alle waren noch einmal gekommen, um Lebewohl zu sagen und uns mit Liebesgaben zu erfreuen.

Hier verteilt ein deutscher Inhaber eines Tabakgeschäftes Päckchen mit Transvaaltobacco; dort reicht der Braumeister der Johannesburger Brauerei Bier in die Wagen hinein.

Noch ein letztes Händeschütteln, ein letztes Winken und wir fahren in die Nacht hinein, der Grenze entgegen. Begeistert erschallt aus den Wagen der Deutschen unser wuchtiges Kampflied, die „Wacht am Rhein“, vermischt mit den Tönen der holländischen Nationalhymne und der Marseillaise, denn unser Kommando ist ein internationales, setzt sich zusammen aus aller Herren Völker. Und die andern wollen hinter den Deutschen nicht zurückstehen.

Am nächsten Morgen haben wir die Freistaatgrenze erreicht.

Mit brausendem Hurrah fahren wir über den Baal, an dessen hohen Ufern einige Kommandos Freistaater lagern. Wir sehen es an den oranjeselben Bändern um den Hut. Ein maleisisches Bild. Von hier aus geht es weiter über Kroonstad bis Smaldeet, dem letzten Etappenort.

Die Buren hatten zu voreilig von hier ab die Bahnlinie zerstört, und alle das viele Kriegsmaterial mußte auf den langsamen Ochsenwagen nach den großen Lagern von Brandfort geschafft werden.

Überall unterwegs lagen kleine Burenabteilungen an der Bahnlinie, auch hier auf der Station Smaldeet wimmelte es von Buren. Sie saßen und lagen auf ihren Sätteln und Schlafdecken, rauchten behaglich ihre Pfeifen und sahen uns lächelnd

zu, wie wir noch möglichst ungeschickt unsere Pferde ausluden, Kniehalterten und auf die Weide trieben.

Zu unserer Freude trafen wir hier einen Teil der ersten holländischen Ambulanz vom Dampfer „Koenig“. Auf einem toten Geleise standen die auf das Bequemste eingerichteten



Ein alter Buren-Veteran.

Krankenvagen, weithin kenntlich durch ihre riesigen roten Kreuze.

Wir sollten auch hier noch einige Tage warten und richteten uns in den Eisenbahnwagen möglichst bequem ein. Und das war kein Kunststück, denn wir hatten meistens Wagen 1. und 2. Klasse.

Der Tag wurde ausgefüllt mit Abkochen, Reit- und Schießübungen und Pferdeputzen. Für unsere Martini, Henry, Karabiner bekamen wir hier englische Le Medfort-Gewehre, denn die Mausermunition fing damals schon an knapp zu werden. Und Le Medfort-Patronen gab es immer. Dafür sorgten die Engländer.

Marsch nach Brandfort.

Unsere Munition, Kochgeschirr und Zelte ging auf unseren beiden Ochsenwagen verpackt voraus nach Brandfort und am nächsten Tage folgten wir nach.

Wir hatten beim Abrücken nur das, was wir auf dem Pferd verpacken konnten, und glaubten, unterwegs auf unsere Bagagewagen zu stoßen. Aber wie das meistens ist. Befehle werden nur gegeben, um von den Herren Wagenführern falsch verstanden zu werden.

Nach 6stündigem Marsch holten wir eine Abteilung Artillerie unter Kapitän Grothaus und Leutnant Kleinschmidt ein.

Die Leute saßen an ihren Feuern und ließen sich den Thee und das gebratene Schafffleisch trefflich munden.

O, erster Abend im Feld, ich werde dich nie vergessen. Hungrig und frierend sahen wir der Schlemmerei im Artillerielager zu. Wir hatten im ganzen Kommando nur zwei kleine Theekessel, die zwei vorsichtige, erfahrene Feldsoldaten am Sattel mitgenommen hatten.

So mußte denn das Abendbrot durch stramme Haltung ersetzt und der Magen mit Tabakqualm betrogen werden.

Wie oft ist es uns später noch so gegangen und wir nahmen es ohne Klagen ruhig hin.

Man ist doch nicht zum Vergnügen in der Front.

Am nächsten Morgen ging es mit der Artillerie zusammen weiter. Frisch klang das herrliche Reiterlied: „Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“ in die klare Morgenluft.

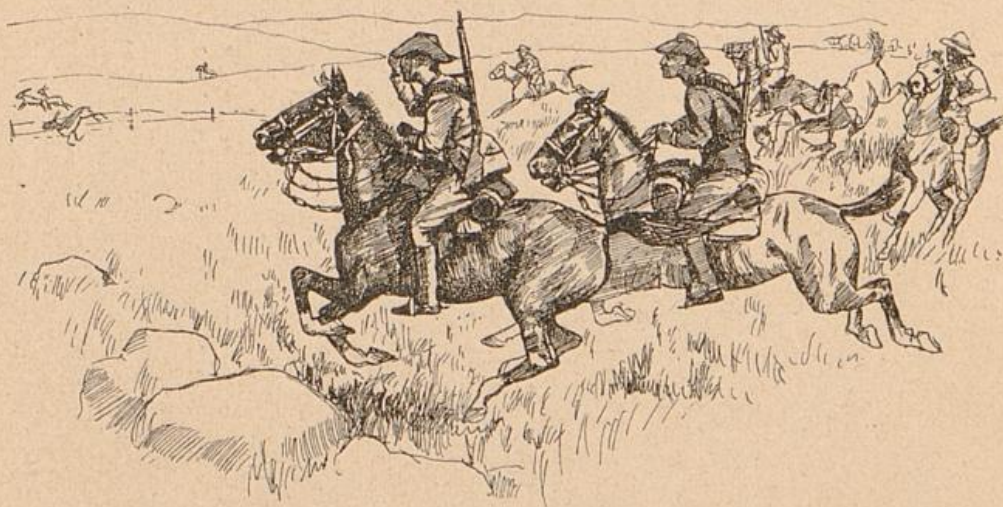
Und mittags wurde eine halbe Stunde abgefessen, nur den Pferden die Sattelgurten loser geschnallt, dann ging es weiter,

bis wir am Nachmittag eine alte verlassene Farm erreichten, wo wir Wasser fanden.

Hier wurde gelagert. Wir hatten unterwegs von weitem einige Springböcke gesehen, und mehrere von uns ritten sofort zurück, um für unsere hungrigen Mägen Fleisch zu besorgen.

Inzwischen hatten wir Maiskolben im Feuer geröstet, und als nun noch unsere Jäger mit drei erlegten Böcken zurückkamen, konnten wir uns gütlich thun.

Im Handumdrehen waren die Böcke abgehäutet und zerteilt, und jeder von uns saß mit einem Stück am Ladestock, ihn andächtig im Feuer hin- und herdrehend, bis wir das Resultat



Jagd auf Springböcke.

erzielt hatten, daß das Aeußere des Fleisches verbrannt und das Innere roh geblieben war.

Aber das schadete nichts. Es schmeckte wundervoll.

Den ganzen Abend zogen Burenkommandos an uns vorüber nach Süden hin. Es mußte also bald losgehen.

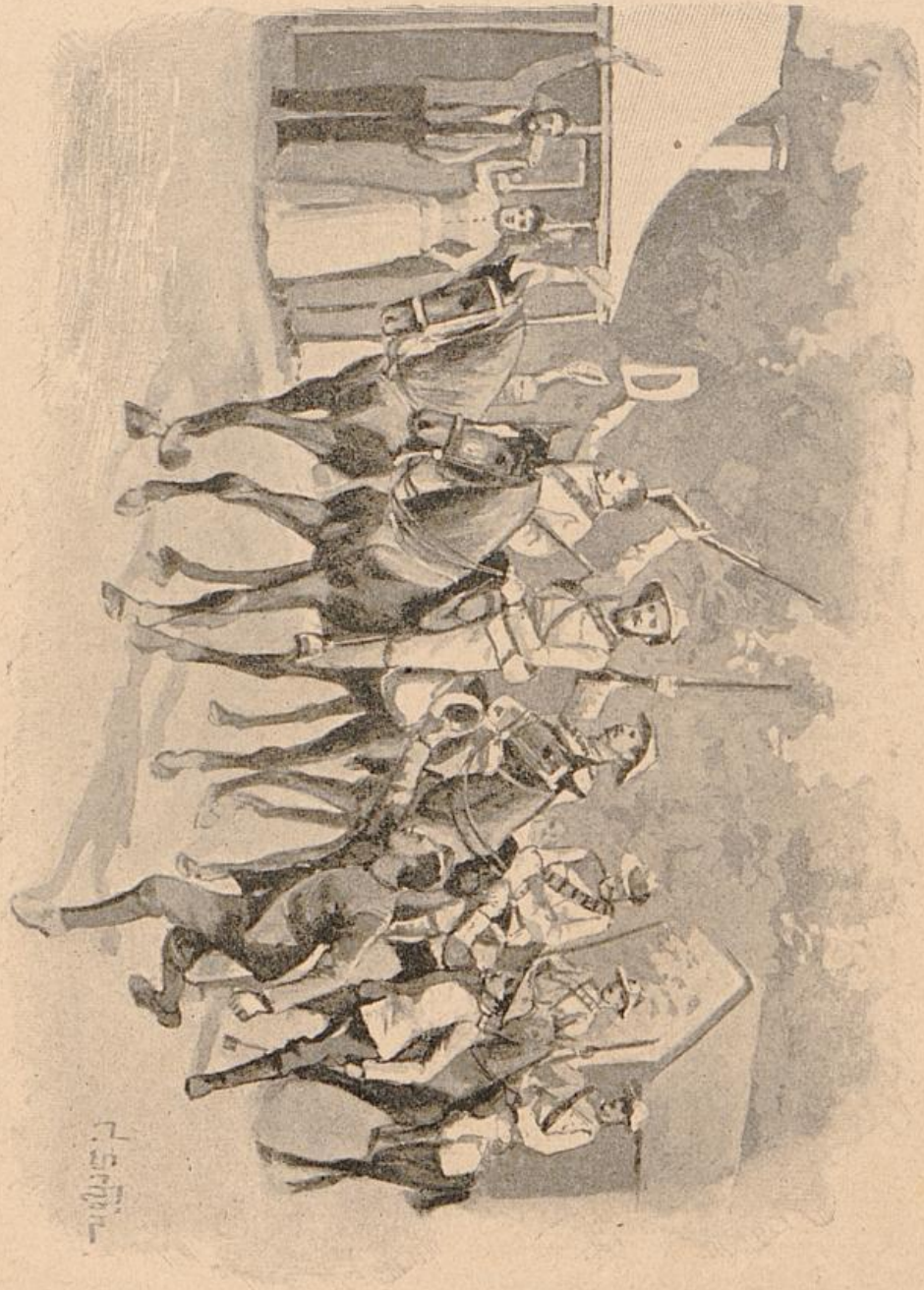
Am nächsten Morgen ging es weiter. Während wir Deutschen an der Spitze unsere Soldatenlieder sangen, wie daheim im Manöver, schallten von der Dueue die lebhaften Weisen der Franzosen und holländische Melodien, ein wenig harmonisches Tongewirr, aber trotzdem nicht den guten Zweck verfehlend.

Lagerleben bei Brandfort.

Um Mittag sahen wir endlich das kleine schmucke Städtchen Brandfort vor uns liegen.

Als ob die Pferde das auch wüßten, daß da drüben gut zu

Eingang in Brandfort.



leben sei, sie griffen schneller aus, und in einer knappen Stunde ritten wir in den Ort ein, tadellos ausgerichtet, zwei und

zwei hintereinander, stolz aufgerichtet im Sattel mit unserem überall zündenden Kampflied: „Die Wacht am Rhein.“

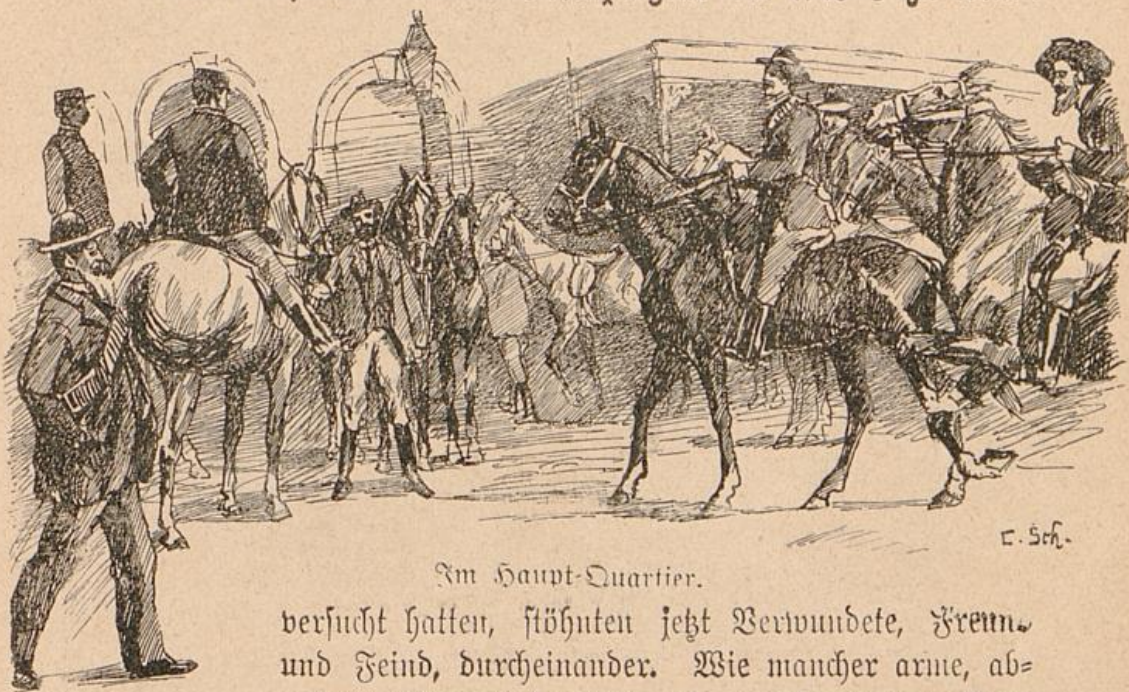
Wir ritten durch den Ort hindurch und sattelten auf einem alten Kirchhof ab, wo alte Bäume uns Schatten spendeten und unsere Pferde gute Weide hatten.

Hier fanden wir auch unsere ungetreuen Bagagewagen wieder. Hurrah! Nun war das Hungern zu Ende.

Brandfort ist ein kleines Städtchen von 3000 Einwohnern, in einem Thaleinschnitt zwischen zwei Hügelketten annützig gelegen.

Damals war es das Hauptquartier des Generals Delarey und bot das Bild eines bewegten Kriegslagers.

Wo vorher die kleinen Burenjungen das A-B-C zu lernen



Im Haupt-Quartier.

versucht hatten, stöhnten jetzt Verwundete, Freund und Feind, durcheinander. Wie mancher arme, abgeheftete Tommy, der hier mit zerschmettertem Bein lag, lächelte seine Pfleger dankbar verklärt an und drückte sein Erstaunen aus, daß das dieselben Buren wären, die ihnen als rohe, gefühllose Banditen von ihren Offizieren geschildert waren, denen im Gefecht kein Pardon gegeben werden dürfte.

In den beiden Hotels des Ortes hausten Feldkornets und Beamte der Kommissariate. Und ringsherum im weiten Feld waren die Lager der Truppen.

Wir bekamen hier dünne Zelte, die weder Sonnenglut noch

Regen abhalten konnten, und je vier Mann, die gemeinschaftlich ein Zelt bewohnten, empfingen einen Theekessel, Bratpfanne und Kochtopf. Im übrigen hatte jeder einen blechernen Trinkbecher, der vorn am Sattel befestigt wurde, einen Blechlöffel im Stiefelschaft und ein Messer am Gürtel.

Nach Zeltgemeinschaften empfingen wir auch am Morgen



Patrouillen-Mitt.

Lebensmittel und ritten zusammen auf dem Marsch.

Alle hatten wir erwartet, bald mit dem Feind zusammenzustößen. Aber alles blieb ruhig.

Täglich ritten wir Patrouillen und immer ritten wir wieder zurück, ohne auch nur einen Schuß gehört zu haben.

So brachten wir die Tage im faulen Lagerleben zu, mit

Wasser und Holzholen, Kochen, Essen und Rauchen. Des Nachts stand man zwei Stunden Wache und am Tage paßte man auf, daß die Pferde nicht wegliefen.

Und dabei hatte erst vor kurzem die Frischbrigade, ein Kommando, das nur aus Irländern bestand, eine englische Patrouille abgefangen und das american scouting corps, das auf der andern Seite der Stadt lag, hatte gegen 500 Stück Vieh erbeutet.

Was nutzten unsere täglichen Patrouillen, bei denen wir nie von der Stadt wegritten, um immer wieder nach einem Tage in unser altes Lager zurückzukehren.

Das mußte an dem Kommandanten liegen, und der einzige Weg, aus diesem langweiligen Einerlei herauszukommen, war der, das Kommando zu wechseln. Wir wurden in diesem Entschluß dadurch bestärkt, daß wir von Tag zu Tag bemerkten, wie wir Deutschen gegenüber Afrikanern und Holländern stets zurückgesetzt wurden.

Auf der andern Seite der Stadt lag das Deutsche Dranje-Freistaat-Korps, ihm wollten wir uns anschließen.

Der Kommandant machte ein bitterböses Gesicht, als wir 12 Mann vor ihn traten und ihm unseren Austritt aus dem Kommando meldeten.

„Ob wir es denn nicht gut bei ihm gehabt hätten, Lebensmittel hätten wir so viel bekommen, wie unser Herz begehrt, nun und überanstrengt hätten wir uns doch wahrscheinlich auch nicht. Wir würden uns wundern. Das Deutsche Kommando hätte keine Zelte, das bekäme nicht so gute Konserven, Kochgeschirr und Kleider.“ Und nun sahen wir endlich klar, was wir eher schon hätten einsehen können.

Diese Leute waren nicht in der Front, um für Freiheit und Vaterland zu kämpfen, sondern um sich von der Burenregierung im Felde durchfüttern zu lassen, da sie ohne Arbeit und Verdienst in der Stadt verhungert wären.

Daher auch die vielen Holländer im Kommando, die sich bis jetzt, wo der Krieg eine so unglückliche Wendung bekommen hatte und Not am Mann war, in den Regierungskontoren herumgedrückt hatten und nun endlich, von den Buren energisch

kommandiert, ins Feld gegangen waren, um ihr teures Leben zu schonen und nach Möglichkeit gut zu leben.

Also wir wollten weg in ein Kommando, das forsch drauf losging. Doch das war schwieriger, als wir gedacht.

Nach den allgemeinen Befehlen durfte man damals noch das Kommando nach Belieben wechseln. Aber unser Herr Kommandant dachte: „Unangenehm, wenn ich die 8 tüchtigen Deutschen verliere, die alle früher Soldaten waren, aber noch unangenehmer, wenn mit ihnen 8 meiner besten Pferde weggehen. Wir hatten unsere Pferde nach Möglichkeit geschont und gepflegt und waren in der That ausgezeichnet beritten, während die Holländer meistens durchgerittene Gänle hatten. Als er nun also sah, daß alles Zureden nichts half, erklärte er uns kurz und bündig: „Uns könne er nicht halten, die Pferde und Sattelzeug hätten wir aber abzugeben.“

Weigern half hier nicht, besser, wir ließen uns jetzt nichts zu Schulden kommen, dann konnten wir eventuell durch den General zu unserem Recht kommen. So zogen wir am andern Morgen mit unseren wenigen Habseligkeiten auf dem Rücken, ein trauriges Häuflein, in der Gluthize 5 Stunden weit in das deutsche Lager.

Höhnische Gesichter gaben uns für unsern beschwerlichen Marsch das Geleit und höhnische Gesichter empfingen uns im deutschen Lager, als wir hungrig und müde angebrochen kamen.

Hauptmann Lorenz, der Kommandant der Deutschen, empfing uns aufs Liebenswürdigste



General Delarey.

und war sofort bereit, uns zu General Delarey zu begleiten, um ihm, dem Allgewaltigen, die Sache vorzutragen und unsere Pferde von Kommandant Blignant zurückzubekommen.

Nach einer Stunde waren wir bei dem General. Er saß in seinem Zelt, seine Pfeife rauchend und Meldungen, die ihm soeben gebracht waren, durchlesend.

Ruhig hörte der General unseren Bericht an, dann gab er Befehl, den Kommandanten für den nächsten Morgen zu bestellen, und wies uns in seinem Lager ein Zelt an.

Am Abend, nachdem wir von den Buren Thee und ge-



Im Kaffern-Kraal.

kochtes Schafffleisch mit Hartbrot bekommen hatten, versammelten wir uns mit dem Kommando um den General und hörten entblößten Hauptes, wie er einen Text, den er aus der Bibel vorgelesen, auslegte und uns ermahnte, auf Gott zu vertrauen, mutig auszuharren, wenn auch des Feindes Uebermacht uns zu erdrücken drohe.

Es war eine tiefergreifende Stunde, die wir nie vergessen werden.

Der General, hoch aufgerichtet vor seinem Zelte, die Seinen mit schlichten Worten ermutigend, die alle mit festem Vertrauen

zu ihm aufsehen; dort der Alte mit grauem Haupt und Bart wie neben ihm der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling.

Diese Leute flößten selbst dem wüthtesten, verrohtesten Abenteuerer Achtung ein.

Am nächsten Morgen erschien etwas unsicher unser früherer Kommandant. Er erklärte auf Befragen, er könne unsere Pferde nicht missen, weil er so viele franke und vom Sattel gedrückte Gäule im Kommando hätte. Wenn wir zu einem anderen Kommandanten gingen, dann müßte uns dieser wieder beritten machen.

Der General gab dem Kommandanten Bignant darauf folgenden Befehl: „Die 8 Deutschen, die von Dir weggegangen sind, melden sich heute noch bei Dir, und Du giebst ihnen dieselben Pferde und dasselbe Sattelzeug, das sie vorher gehabt haben. Die Ausländer, die von soweit her zu uns gekommen sind, um uns zu helfen, sollen wenigstens dieselben Rechte haben wie wir Buren.“

Beim deutschen Oranje-Freistaat-Korps.

Als wir uns nun stolz zu Noß bei Hauptmann Lorenz meldeten, wurden wir von ihm wie von seinen Leuten auf das Liebenswürdigste aufgenommen.

Hier wehte andere Luft, das merkten wir sofort, hier war Disziplin und Ordnung.

Das Kommando, ca. 80 Mann stark, war in Beritte zu 10 Mann eingeteilt, und diese zerfielen wieder in zwei Kochgemeinschaften. Ich wählte mir einen Beritt, in dem zwei Fleischer waren, und ich habe es nie bereut.

Es war eine wild zusammengewürfelte Gesellschaft aus allen Ständen und allen Berufsklassen. So gehörten zu meiner Kochgemeinschaft ein früherer preußischer Offizier, ein Berliner Schlachtergeselle, ein französischer Noßarzt, ein Akrobat und ein Minenarbeiter.

Unser alter guter Lagerkommandant gab uns Fleisch, Hartbrot und Thee, und nachdem wir uns an Speise und Trant

gestärkt hatten und unsere Pfeife angezündet, biederlen wir uns mit unseren neuen Kameraden an.

Die Freundschaft des Fleischers Nudert hatte ich meinem großen Nickmesser, das ich am Gürtel trug, zu verdanken.

Raum hatte ich mich behaglich im Grase ausgestreckt, klopfte mir Nudert auf die Schulter.

„Mensch, was hast du da für ein feines Messer, das kannst du mir immer zum Schlachten pumpen. Drüben bei



Buren auf Vorposten.

Mignant mögt ihr ja ganz schön gelebt haben, aber weefste, dein Glück, daß du in unseren Beritt gekommen bist. Für die andern haben die afrikanischen Ochsen kein Filet und Zunge, die sind für uns vom 5. Beritt. Da die feinen Kerls vom 1. Beritt, die früher alle Leitnants und Barone waren, die kriegen gar keinen anständigen Happen im Magen. Aber wir leben hier bon, das schreib dir uf.“

Zelte gab es für uns Neuankömmlinge nicht. Nachts zog

man den alten früher einmal grauen Fährichmantel an, hüllte sich noch in eine wollene Schlafdecke und schlief, den Kopf auf dem Sattel, unter dem von Millionen Sternen blinkenden Himmel den Schlaf des Gerechten. Diese erste Nacht brachte ich mit Rudert zusammen auf „Beesterwacht“ zu.

Das Kommando hatte einige Tage vorher ca. 100 Ochsen und 500 Schafe Beute gemacht, die später an die Transvaalregierung zum halben Wert verkauft wurden. Vorläufig waren sie noch in unserer Obhut und wir mußten außer Kamp- und Pferdewache noch aufpassen, daß uns das Viehzeug nicht weglief oder von anderen Kommandos gemaußt wurde.

Denn auf dieser Seite von Brandfort war das reine Völkergewirr. Neben uns, nahe dem Bahnhof, lag das holländische Kommando unter dem russischen Obersten Maximoff. Auf der anderen Seite hatte das französische Kommando seine Zelte aufgeschlagen. Und jenseits des Baches, der uns mit stets frischem Wasser versorgte, hauste das amerikanische Kommando, gefährliche Brüder, denen Mein und Dein ein unbekannter Begriff war und die besonders eine eigentümliche Schwäche für fremde Pferde hatten.

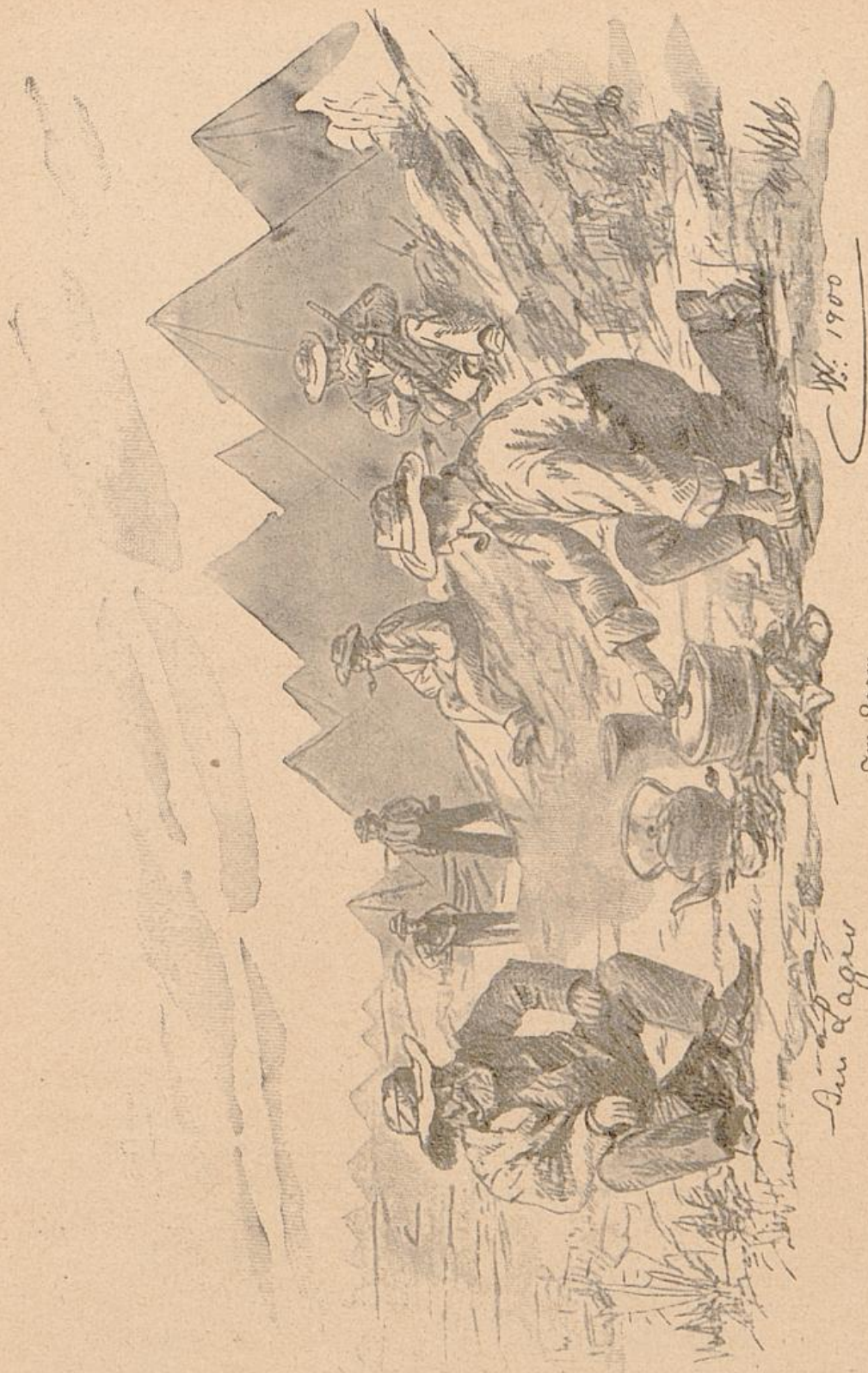
Wenn einem von uns das Pferd von der Weide weggekommen war, dann suchte er zuerst bei den Amerikanern und in den meisten Fällen fand er dann seinen Gefechtsefel „umfrisirt“, d. h. mit verschnittener Mähne und Schwanz und ausgestriegelten Kommandozeichen, friedlich bei dem „american scouting corps.“

Nach ruhig verlaufener Wache ging es am nächsten Morgen wieder frisch an die Arbeit.

Zuerst Katzenwäsche im Bach, und dann sah man die wackeren Kämpfer mit einer an allen 4 Zipfeln zusammengenommenen Schlafdecke auf der weiten Steppe Brennmaterial suchen. Aber da war weder Baum noch Strauch, was suchten denn diese Leute so eifrig auf dem Boden? Ja, Holz hatten wir nie zum Kochen. Der Araber gebraucht getrockneten Kameeldünger in der Wüste zum Brennen. Wir hatten zwar keine Kameele, aber Ochsen.



General Delaney, die Bewegungen des Feindes beobachtend.



Wi. 1900

Sm Lager.

Sm Lager



Im Lager

Im Lager.

1900

Sorgsam wurde jedes Stückchen getrockneten Düngers auf-gelesen, und wie freute man sich, wenn man ein paar recht große Stücke fand.

Wenn ich jetzt auf dem Gute meines Veters bei einer Viehkoppel vorbeikomme, denke ich manchmal: Schade darum, wenn du das in Afrika gehabt hättest.

Man lernt da drüben in der Front das Kleinste beachten und schätzen.

So dachte Herr Leutnant Graf X noch nicht, der erst vor einigen Tagen in Afrika gelandet war.

Am Abend saß er mit uns zusammen, trübselig vor sich hinstarrend. „Ja“, seufzte er, „meine Herren, vor einem Jahre saß ich im Kasino unter meinen Regimentzkameraden beim kühlen Sekt und feierte meinen Geburtstag, und heute sitzt man in diesem Affenland und trinkt aus einer alten Konservenbüchse schauerlichen Thee.“

Dem Manne mußte geholfen werden, dem wollten wir als gute Kameraden eine Freude machen.

Am nächsten Morgen überreichten wir ihm mit herzlichem Glückwünschen und Händedrücken einen halben Sack voll getrockneten Kuhdünger, den wir bei Sonnenaufgang mit vieler Mühe gesammelt hatten. Ein wahrhaft fürstliches Geschenk, denn nun konnte er sich Tage lang diese Arbeit ersparen.

Erstaunt blickte der edle Graf von einem zum andern.

„Meine Herren, zu liebenswürdig, wirklich reizend, neckische Ueberraschung, aber pardon äh, was soll ich denn eigentlich mit dem unglaublichen Zeug?“

Er hat später dieses Geschenk sehr zu würdigen verstanden.

Im Kochen wechselten wir uns täglich ab. Wer nicht kochte, mußte Wasser holen und morgens bei dem Lagerkommandanten Lebensmittel empfangen.

Wir bekamen im Lager Mehl, Hartbrot, Thee, Kaffee, Tabak und Hammelfleisch.

Montags kochte unser Akrobat Meyer Krafftuppe à la Meyer, Dienstags erfreute uns Leutnant Günther mit Eierkuchen ohne Eier, in Hammelfett gebacken. Mittwoch zeigte Fleischer Rudert seine Kunst und stellte aus Hammelfleisch die

verwegensten Gerichte her. Donnerstag gab es französische Küche, komponiert von unserm Kocharzt. Und wenn wir einmal Kartoffeln irgendwoher bekommen konnten, dann erfreute ich als guter Schlesier meine Kameraden mit Kartoffelklößen.

Vormarsch gegen Bloemfontein.

Anfang April war es mit dem beschaulichen Lagerleben zu Ende. Lord Roberts und General French fingen an, sich zu rühren, nachdem sie lange genug den entscheidenden Vormarsch vorbereitet hatten.

Wir mußten Fühlung mit De Wet bekommen, der östlich von Bloemfontein an der Basutogrenze stand, und sollten die vorzüglichen Stellungen zwischen Taba Nchu und Bloemfontein besetzen.

Es war auch die höchste Zeit, daß wir hier von Brandfort wegkamen.

Die letzten Tage im Lager waren kein Genuß gewesen. Von morgens bis spät abends hatte es vom Himmel gegossen, und wir, die wir ohne Zelte im tiefen Schmutz und Wasser lagen, waren der Verzweiflung nahe. Keinen trockenen Faden am Leibe haben, kein Feuer anzünden zu können, an dem man sich erwärmen oder etwas Warmes kochen kann, das nimmt auch dem Zähesten den Humor.

Dicht zusammengedrängt mit eingezogenen Schweißen standen unsere armen Pferde im Wasser, und wir stampften im aufgeweichten Boden herum, triefend vor Nässe, ängstlich bemüht, wenigstens die Tabakspfeife in Brand zu halten.

Endlich hatte der Himmel Einsehen, endlich zerteilten sich die grauen Wolken und die afrikanische Sonne hatte uns bald wieder getrocknet.

Am nächsten Morgen wollten wir abmarschieren. Da gab es noch viel zu thun.

Die rostig gewordenen Gewehre wurden mit Sardinenöl gereinigt, kleine Tabaksbeutel mit Thee, Salz und Tabak in den Mantel gerollt, das Sattelzeug nachgesehen und die

Munition in den Patronengürteln ergänzt. Die meisten von uns hatten jeder drei à 60 Patronen über die rechte und linke Schulter einen Gürtel und einen um den Leib, außerdem am Gürtel Krimsstecher, Revolver mit Patronentasche und Messer und an den Sattel geschnallt Theekessel oder Kochgeschirr, Trinkkecher, gerollten Mantel und eine kleine wollene Schlafdecke; die



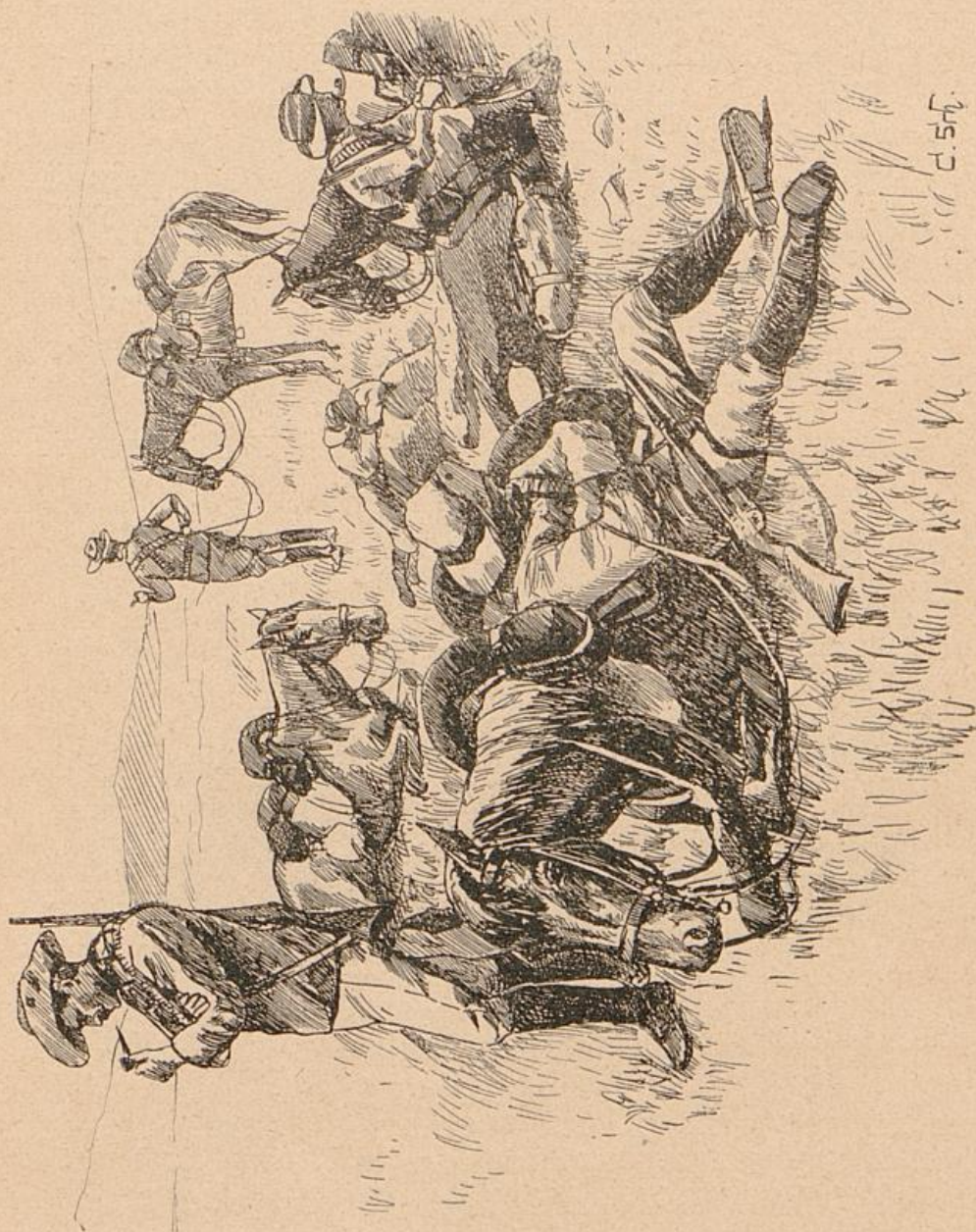
Auf der Suche nach Brennmaterial.

andere lag als Satteldecke unter dem Sattel, in den Taschen getrocknetes Fleisch.

Das war unsere Ausrüstung. Mehr hatten wir nicht zu unseres Leibes Nahrung und Notdurft.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang waren wir marschfertig und ritten mit General Delarcy als Spitze der großen Marschkolonne.

Den ganzen Tag waren wir im Sattel, nur mittags gönnten wir uns und den Pferden eine kurze Ruhestunde. Und abends, wenn ein Dümpel mit Wasser, das oft genug wenig



Ruhestunde.

einladend aus sah, gesunden war, wurde Halt gemacht und gelagert.

Dann mußte viel geschafft werden, denn bald ging die Sonne unter und Finsternis umgab uns, in der man nichts unterscheiden konnte.

Hier suchten einige Wasser und Brennmaterial, dort wurden die Pferde berittweise zusammengekoppelt, damit sie auf der Weide nicht weit laufen konnten, oder sie wurden gekneehaltert. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurden Schafe geschlachtet und zerteilt.

Und wenn dann der hungrige Magen befriedigt, wenn die Wachen für die Nacht ausgestellt und die Pferde besorgt waren,



Lord Kitchener,
der Generalstabschef des Höchstkommandierenden Lord Roberts.

dann kam endlich nach den Anstrengungen des Tages die ersehnte Ruhe, dann brannten die Feuer, jammten die Theekessel und wir lagen, behaglich rauchend, im Gras, unterhielten uns von der Heimat, die manchem verschlossen

war, und sangen unsere deutschen Lieder.

Wenn die „Wacht am Rhein“ erschallte oder ein lustiges Trinklied, kamen die Buren massenhaft zu uns herüber, kauerten sich im weiten Kreise um uns und hörten mit belustigten Gesichtern zu. Besonders machte ihnen das Lied: „Als die Römer frech geworden“ Spaß. Sie wollten es immer wieder hören.



Gefecht am Dornspruit.

Wie waren wohl eine Woche von Brandfort südlich hin- und hermarschiert und noch immer hatten wir mit dem Feinde keine Fühlung bekommen. In den letzten Tagen waren wir auf das Aeußerste angestrengt worden.

Während wir fast den ganzen Tag im Sattel zubrachten, lagen wir nachts frierend und hungernd zwischen den Felsen eines „Kopje“ und beherzigten die früher gelernte Instruktion.

„Feldwachen haben unausgesezt nach dem Feinde zu spähen, in der Nacht euch zu hören,“ bis uns vor Spähen und Hören Hören und Sehen verging.

Ende April sollten wir endlich „Tommy Atkins“ näher zu sehen bekommen.

Wir lagen des Mittags in einem wunderschönen Kaktusraal, hatten etwas abgekocht und lagen nun im Schatten der hohen, herrlich blühenden Kakteen und hörten der starkdramatischen Schilderung unseres Kameraden Rudert zu, der erzählte, wie er einmal bei Spandau beim Kauf eines Ochsen einen Bauern betrogen hatte.

Der frühere Berliner Fleischergeselle hatte sich bei der Erzählung seiner Thaten ganz warm geredet und schwor, eine Lage Weiße mit Himbeer zu geben, wenn es nicht wahr wäre. Während wir uns im Geist in einen schattigen Berliner Biergarten versetzen und uns dem oben heraufbeschworenen Gemusse hingeben, tönt plötzlich starker Donner an unser Ohr.

Aber wir sind ja nicht in Deutschland und hier ist um diese Zeit ein Gewitter unmöglich.

Hurrah! Das ist Geschützdonner! Aufsatteln! In wenigen Minuten sind wir marschfertig, und nun geht es, was die Pferde laufen können, in die Richtung, in der wir den Kanonendonner gehört haben. Wohl eine halbe Stunde sind wir unterwegs, wir können schon das Kleingewehrfeuer hören, da — was ist das?“

Uns entgegen kommen erst kleine Trupps zu 6—8 Mann, dann größere Abteilungen Buren.

Wie Flucht sieht es nicht aus, denn, gemüthlich rauchend, den Karabiner über die Schulter gehängt, traben sie uns entgegen.

Furcht vor den englischen Geschossen war es nicht, was diese Leute nicht standhalten ließ, sondern die unglaubliche Gleichgültigkeit, die sich damals nach den großen Niederlagen der Buren, wenigstens eines großen Theiles von ihnen, bemächtigt hatten.

Wir jagten weiter und hatten bald das Gefechtsbild vor uns.

Das Kroonstad-Kommando, dem sich einige Ausländer angeschlossen hatten, bejchoß eine vorzüglich gedeckte Abteilung des im Vormarsch auf Hopetown befindlichen General French.

Der Feind bestand aus Infanterie und Lancers, die abgejessen waren, und hatte 2 Armstrong-Geschütze und ein „Pom“ (Maxim-Nordenfeld).

Wir saßen sofort ab und verlängerten in dünner Schützenlinie den linken Flügel der Buren. Während der Feind hinter einer Geländewelle vorzügliche Deckung hatte, lagen wir in der offenen Ebene hinter Termitenhügeln und zogen sofort das stark unterhaltene Artilleriefeuer auf uns.

Trotzdem wir noch ca. 200 Meter sprungweise vorgegangen waren, um unsere Treffsicherheit zu vergrößern, konnten wir dem Feind nur geringe Verluste beibringen, der seinerseits im Vorbeischießen geradezu Glänzendes leistete. Unaufhörlich krachten die englischen Salven zu uns herüber, ununterbrochen sausten Shrapnels über uns weg, um 30 Meter hinter uns zu explodieren. Wir hatten in den 4 Stunden, die wir im Feuer waren, nur drei Leicht- und einen Schwerverwundeten.



Hurrah! Das ist Geschützdonner. (Seite 72.)



Hurrah! Das ist Geschützdonner. (Seite 72.)



Wir verlängern die Schützengrube. (Seite 72.)

Wir mußten uns leider auch sagen, daß wir hier nichts ausrichten konnten, da wir auch keine Artillerie hatten, und zogen uns gegen Abend zurück, zusammen mit dem Kronstadt-Kommando. Und die Nacht fand uns wieder in dem Kaktus-Braal, von dem wir am Mittag ausgeritten waren.

Wir hatten nun die Feuer-taube bekommen, hatten uns



Lagerleben. (Seite 70.)



Auf Vorposten.

auch, wie General Smit hervorhob, im Gefecht gut benommen und doch waren wir unzufrieden, denn dank der Langsamkeit und Gleichgültigkeit der anderen Kommandos hatten wir absolut nichts ausrichten können. Jedenfalls wußten wir nun, daß wir hart am Feinde waren, und zur Nacht wurden die Posten verdoppelt und die Pferde nahe bei dem Lagerplatz angebunden.



Eine gefährliche Patrouille.

Am andern Morgen wurde unser deutsches Kommando gestellt. Während die Hälfte unter Hauptmann Lorenz mit General Delarey weitermarschierte, wurden die anderen 40 Mann in Patrouillen zu 10 Mann aufgelöst, die aufklärend in der Richtung Bloemfontein vorgehen sollten. Und so ritt ich denn bei Sonnenaufgang mit den Kameraden meines Beritts unter Führung des Leutnants Günther in den schönen Morgen hinein.

Im Laufe des Tages hatten wir zweimal in der Ferne feindliche Kavalleriepatrouillen bemerkt, einmal auch 6 Husaren unter Feuer genommen, größere Truppenbewegungen hatten wir aber nicht gesehen.

Am Nachmittag hatten wir uns geteilt, da wir nahe am Feind waren und unbemerkt Einblick in die feindliche Vorpostenaufstellung bekommen wollten, nachdem wir vorher einen Punkt verabredet hatten, wo wir uns am Abend vereinigen sollten, um zusammen zum Gros zurückzureiten.

Ich war mit dem französischen Kosarzt links abgeritten, wir hatten bei dem Umgehen eines langen Drahtzaunes die Richtung verloren und fanden, als der Abend mit der in Afrika so schnell einbrechenden Dunkelheit uns überraschte, unsere Kameraden nicht wieder.

Wenn auch der Gedanke, hier in unmittelbarer Nähe der englischen Vorposten zwei Mann hoch übernachten zu müssen,

nicht besonders behaglich war, wir entschlossen uns wohl oder übel dazu und suchten einen möglichst geschützten Platz.

Beim Weiterreiten sehen wir plötzlich eine Farm vor uns. Das ist eine freudige Ueberraschung. Mein sanguinischer Kamerad ist ganz aus dem Häuschen vor Freude. Der Gedanke, einmal wieder, womöglich in einem Bett, jedenfalls unter Dach und Fach schlafen zu können, ist beinahe überwältigend.

Aber was nützt das schönste Bett, wenn ein Engländer darinliegt.

Daß die Farm vom Feinde besetzt ist, ist leider nur zu



wahrscheinlich. Also Vorsicht! Monsieur Bouchard hält die Gefechtseskel und ich krieche durch das hohe Steppengras nach der Farm zu, wie es Karl May in seinen Indianergeschichten nicht besser hätte machen können.

Aber nichts regt sich, nirgends ein Tommy zu erblicken. Trotzdem beschließen wir, nicht im Hause Quartier zu begehren, sondern uns bescheiden unter einem Ochsenwagen niederzulassen, der abseits von den Gebäuden am Wege steht. Denn im südlichen Freistaat sind viele Farmer englischfreundlich gesinnt, besser also, sich nicht mit den Leuten einlassen.

Wir haben eben unsere Pferde abgefattet und an den Wagen gebunden, uns aus Sattel und Schlafdecken unter dem



Ein Dreffer.

breiten, niedrigen Wagen ein bequemes Lager zurechtgemacht, haben Patronengürtel und die Gewehre abgelegt und unsere Pfeifen angezündet.

Da erschallt plötzlich Pferdegetrappel schon in nächster Nähe. Zum Aufsatteln und Begreiten ist es zu spät.

Wir ergreifen Patronen und Gewehr und hocken jeder hinter einem Rad zum Schießen fertig. Der Mond ist etwas durch die Wolken gekommen und beleuchtet schwach gegen 20 englische Lancers, die vor dem Wohnhaus uns gegenüber ab sitzen.

Bald darauf wird in der Farm Licht. Während ein Teil der Pharis das Haus durchsucht, dringen andere in das Nebengebäude ein, und plötzlich stürzt laut wehklagend, hart verfolgt von 10 bis 12 Tommies — ein Schwein direkt auf unseren Wagen zu.

Neben mir zischt Bouchard durch die Zähne: „O ce miserable cochon!“ Aber das cochon ist nicht so miserabel, kurz vor dem Wagen weicht es links aus, läuft noch einige Meter und haucht dann unter den Händen seiner rohen Schächer seinen Geist aus.

Noch eine halbe Stunde müssen wir in unserer ungemütlichen Lage aushalten, dann reiten die Engländer ab.

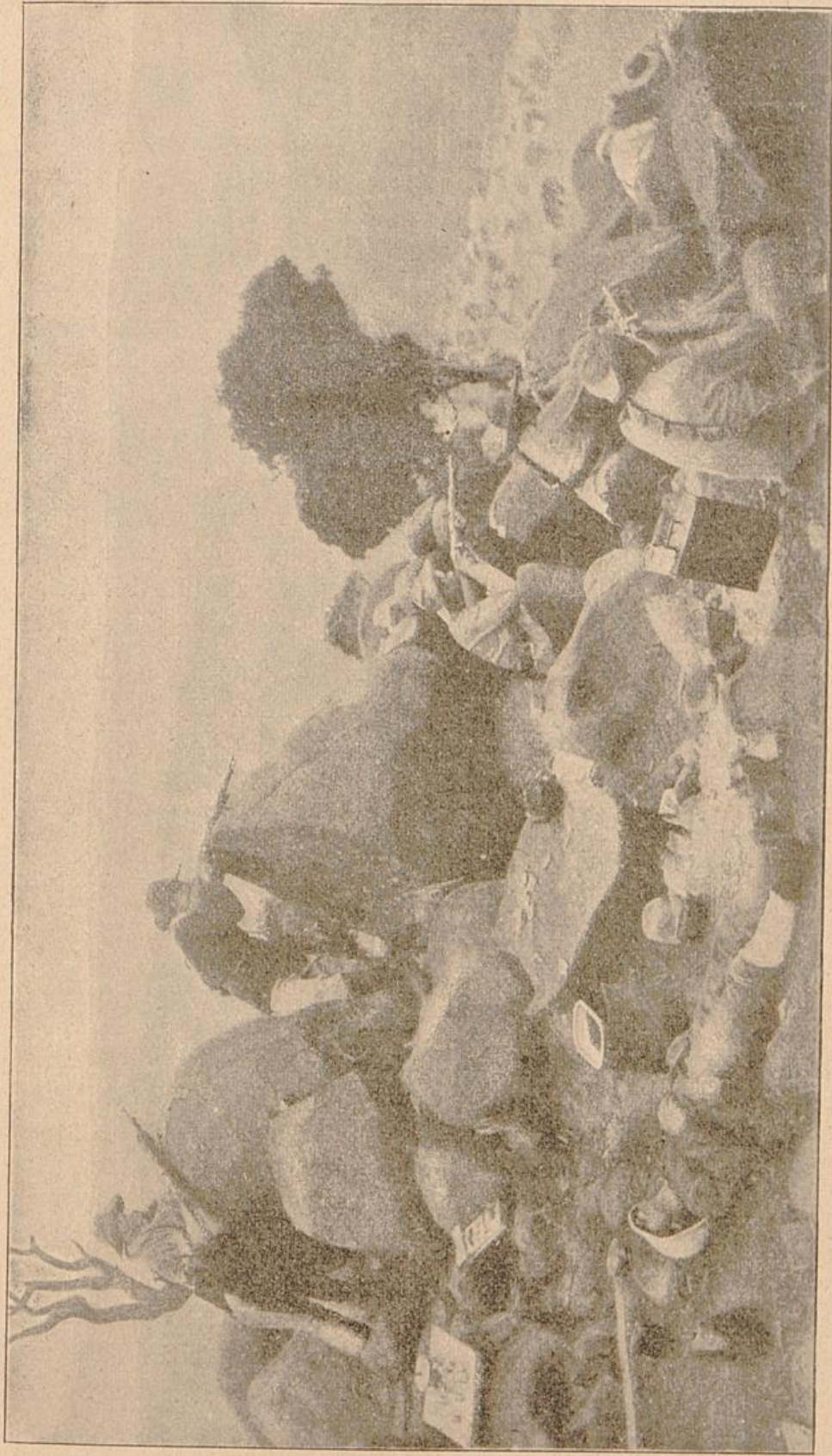
Aber mit unserer Ruhe ist es vorbei, kaum hat der Feind die Farm verlassen, so satteln wir unsere Pferde und reiten in entgegengesetzter Richtung auf und davon.

Am nächsten Morgen fanden wir unsere Kameraden erst wieder, die uns schon vollständig aufgegeben hatten, denn wir hatten uns mitten zwischen feindlichen Vorposten und Patrouillen befunden.

Die nächsten Tage brachten uns neue Strapazen und anstrengende Ritte. Vor allen Dingen wurde die Verpflegung mehr wie einfach.

Wir hatten keine Zeit und Gelegenheit mehr, Schafe zu schlachten, mußten also ganz das frische Fleisch entbehren. Das Hartbrot war uns auch ausgegangen. Wir lebten fast nur noch von Biltong, das wir in den Rocktaschen hatten.

Biltong nennt der Bur in Streifen geschnittenes Rindfleisch, das einige Zeit in Salzlauge getaucht und dann in der Luft getrocknet ist.



Buren auf der Lauer.



Buren auf der Lauer.

Es sieht außen grau und unansehnlich aus, schmeckt aber ganz gut und läßt sich gut einstecken.

Manchmal bekamen wir auch von den Engländern erbeutete Delfardinen, die aber, ohne Brot genossen, mit der Zeit widerlich wurden. Und Brot gab es weit und breit nicht. Es war mir einmal gelungen, auf einer Patrouille von einem Kaffern einen Blechtopf mit Butter zu bekommen. Wie hatten wir uns darüber gefreut, aber nirgends war Brot aufzutreiben, und drei Tage lang ritt ich mit dem Buttertopf in der Marschkolonne, bei allen Kommandos, die wir passierten, nach Brot fragend, ohne welches zu bekommen, bis ich die nun schon schlecht gewordene Butter traurigen Herzens wegwerfen mußte.

Viel mußten wir auch unter dem großen Wassermangel hier im Freistaat leiden. Meistens hatten wir nur sumpfiges, stehendes Wasser, das die Pferde kaum saufen wollten. Und die Folge waren Unterleibserkrankungen.

Des Nachts lagen wir zwischen den kahlen Felsen eines „Kopje“ auf Feldwache, hungrig und frierend.

Sonntag auf einer Farm.

Wir hatten wieder einmal so eine Nacht hinter uns, der Morgen hatte garnicht kommen wollen. Die letzten zwei Tage hatten wir so gut wie nichts gegessen. Wir wie unsere Pferde hatten Ruhe und Kräftigung nötig. Da meldete uns eine Patrouille, daß eine Stunde von uns eine Farm läge, die von den Bewohnern verlassen wäre, und einen Kaffern hätten sie im Hause gefunden.

Sofort brachen wir dahin auf.

Zwar lagen nicht gerade weit davon überlegene feindliche Vorposten. Aber was kümmert man sich darum, wenn der Wagen in allen Tonarten knurrt.

Es war eine selten reiche Besizung, in die wir einritten. Der Feind hatte schon tüchtig hier gehaust. Alle Schränke und Kommoden waren erbrochen und ihr Inhalt auf der Erde umher-



Bei einer „Schlemmer“-Mahlzeit.

G*

gestreut. Das Geschirr in der Küche zum großen Teil zererschlagen, Thüren und Fenster zerbrochen.

Doch, die hier gehaust hatten, mußten bei ihrem Zerstörungswerk überrascht worden sein, denn in den Nebengebäuden fanden wir noch Hafer und Stroh in Hülle und Fülle, und unsere Pferde konnten sich bald an den ungewohnten Genüssen gütlich thun.

Als diese unsere treuen Freunde besorgt waren, wurde mit fröhlichem Eifer für uns ein Schlemmermahl vorbereitet. Wie im Lager, so hatten sich auch hier die einzelnen Beritte zusammengefunden, die gemeinschaftlich kochten und wirtschafteten.

Ueberall brannten bald lustige Feuer und in den abenteuerlichsten Blechgefäßen, die vorher zu wer weiß was benutzt worden waren, wurde das aus dem Garten herbeigeschleppte Gemüse, das wir so lange entbehrt hatten, gekocht. Kartoffeln, Erdnüsse, Tomaten, Kohl, alles durcheinander.

Wir hatten sogar einige Hühner aufgetrieben und vergnügt schmunzelnd saß ich neben meinem Pferd, ein Huhn rufend.

„Paß auf,“ ruft mir ein Kamerad zu, „die Federn fliegen ja alle in den Hafer und dein ausgehungertes Gaul frißt sie mit, der wird krank werden.“

„Ach was,“ sagt ein anderer, „das thut der Kerl ja mit Absicht, wenn der Gaul die Federn in den Leib kriegt, da sitzt er morgen weicher.“

Ueberall herrschte ausgelassene Lustigkeit, vergessen waren die Strapazen der letzten Tage.

Wir hatten in einer eisernen Geldkassette Huhn mit Reis gekocht und stimmten alle überein, besser könne man bei Kempinski auch nicht essen.

Zum Nachtiß gab es dann noch getrocknetes Obst.

Es war ein herrliches Gefühl, endlich einmal vollkommen satt mit der Pfeife im Mund auf einer schattigen Veranda sitzen zu können. Die Fenster zum Wohnzimmer standen auf und dort saß v. Lüderitz vor dem Harmonium und spielte in volltönenden Akkorden: „Lobet den Herren, den mächtigen König der Erden.“

Heute war ja auch Sonntag. In der Heimat saßen sie um diese Zeit auch in der Kirche und manche Mutter sandte ein

Gebet zum Himmel für den Sohn, der im fernen Afrika im Felde stand.

Ein Choral reihete sich an den andern, trefflich gespielt von unserem Kameraden. Nach und nach stimmte einer nach dem



Am Abend sahen wir noch vergnügt zusammen. (Seite 88).

andern mit ein und mancher rauhe Geselle, der sich schon Jahre lang abenteuernd in der Welt herumgetrieben hatte und seit seiner Kindheit in keiner Kirche gewesen war, jetzt, als die Weisen unserer deutschen Kirchenlieder an sein Ohr und in sein

Herz drangen, suchte er in seinem Gedächtnis nach dem Text und sumnte mit.

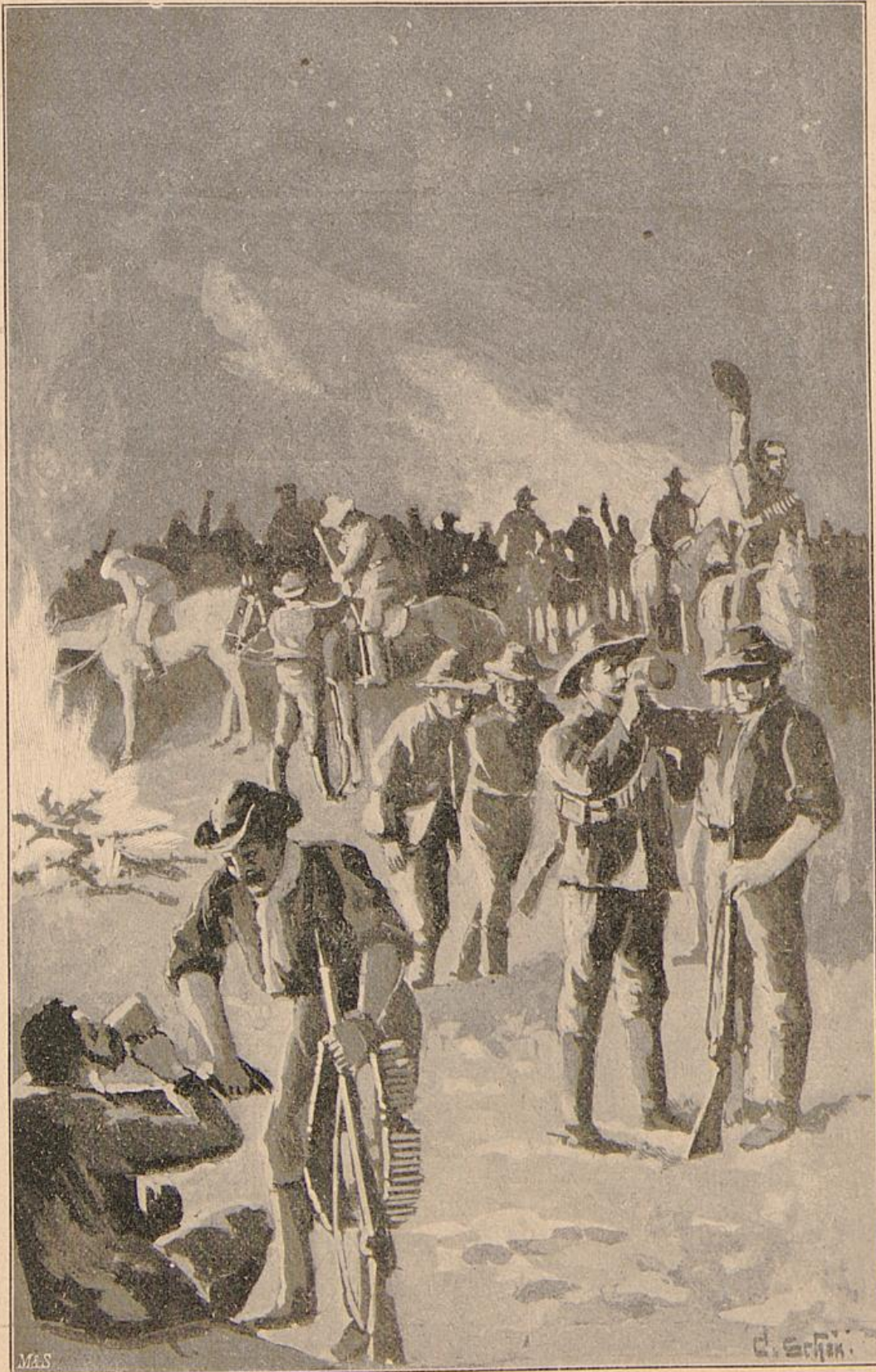
Dann kam der Abend. Unsere ausgestellten Wachen meldeten, daß sich die feindlichen Patrouillen in respektvoller Entfernung hielten; es sah wirklich so aus, als ob wir endlich einmal eine ruhige Nacht haben würden. Aber das wäre zu viel des Guten. Wir bekommen Befehl, sofort aufzusatteln, um noch heute Nacht zu General Delarey zu stoßen.



In kurzer Zeit sind wir marschfertig und fort geht es durch die Steppe dem Lager des Generals entgegen.

Wir fanden dort das holländische Kommando unter Maximoff wieder, mit dem wir zusammen bei Brandfort gelegen haben. Außerdem lagen hier 8—10 starke Burenkommandos und eine Abteilung unserer Transvaalartillerie unter Kapitän Groothaus und Leutnant Kleinschmidt.

Alles wies darauf hin, daß es bald zu einem größeren Zusammenstoß mit dem Feinde kommen würde.



Die Deutschen machen sich marschfertig (Seite 83).

Der darauffolgende Tag verging ruhig. Am Abend saßen wir noch alle vergnügt um die Feuer zusammen.

Niemand ahnte, daß mancher liebe Kamerad heute zum letzten Male in unserer Mitte weilte.

Dann begab sich alles zur Ruhe. Nur aus den Lagern neben uns tönte eintönig und schwermütig der Psalmengesang der Buren hinauf zu dem von unzähligen Sternen flimmernden Himmel: „Herr, steh uns bei in unserer Not, Herr, hilf uns!“

Gefecht am Vogelstrauß-Kopf.

Ich stand heute Nacht auf Kampfwache. Mit dem Gewehr im Arm ging ich zwischen den Reihen der schlafenden Kameraden auf und ab. Alles lag in tiefer Ruhe, die Feuer waren verlöschen, der Himmel hatte sich verdunkelt, und hier in der Einsamkeit zogen die Gedanken zu den Lieben im fernen Deutschland. Wie mag es ihnen gehen, lange schon hatten wir keine Briefe in die Front bekommen. Ob man sie noch einmal wiedersehen wird, ob sich die Wünsche und Hoffnungen alle erfüllen werden?

Aus diesen schwermütigen Gedanken wurde ich durch Pferdegetrappel geweckt.

Es ist ein Meldereiter des Generals. „Waar is de Kommandant?“ ruft er mir schon von weitem zu.

Befehl vom General: Die Deutschen machen sich sofort marschfertig und verstärken die Stellungen auf den Höhen bei den Bloemfonteiner Wasserwerken.

Schnell gebe ich den Befehl an Hauptmann Lorenz weiter und rüttele meine Kameraden auf.

In kurzer Zeit sind wir marschfertig und fort geht es durch die Steppe unserer neuen Stellungen entgegen. Still ist es bei diesem Nachtritt in unserer Marschkolonne, teilnahmslos trabt jeder dahin, mit seinen Gedanken beschäftigt. Doch, wenn sie trübe waren, die aufgehende Sonne läßt alles im goldenen Lichte erstrahlen. Einige stimmen ein lustiges Soldatenlied an, in das alle von Herzen einstimmen.



Still tragt jeder durch die Steppe (Seite 88).



Still tragt jeder durch die Steppe (Seite 88).

Da, — was war das? —

Deutlich klingt Geschützdonner zu uns herüber, das abgerissene Krachen der englischen Armstrongs, aber auch das schnell aufeinanderfolgende Pom-Pom unseres Maxim-Nordenfeld.

Sport geht es in rasendem Galopp.



Hurrah!
Man ist
aneinan-
der. Fort
geht es im
rasenden
Galopp,
in der
Linken fest
den Zügel,
in der
Rechten
schußbereit
den Ka-
rabiner.
Zum Ab-
sitzen fer-
tig. Nicht
lange sind
wir so
dahin-
gejagt, da
haben wir
es vor
uns. Zwei
starke
Buren-
abteilun-

gen, das Ermelo- und Wafferstroom-Kommando, haben eine hohe Geländewelle besetzt und beschießen eine englische Division, die sich in der davorliegenden Ebene in Marschkolonne nähert. Unsere Stellung ist brillant, da die Hügelkette mit einem hohen, steilen Kopje abschließt, dem Vogelstraußkopf. Sofort wird

abgejessen. Die Pferde werden berittweise von einem vorher bestimmten Mann gehalten.

Leider meldet sich mancher nur zu gern zu diesem im allgemeinen sicheren Posten, denn Angsthasen giebt es genug in der Front, die im Lager das große Wort führen, aber in der Nähe des Feindes merkwürdig still werden.

Die Pferde sind vor Kugeln sicher hinter einer langen Mauer eines verlassenen Kaffernkraals. Vorsichtig kriechen wir zwischen den Steinen vor, bis wir den oberen Rand der Erhebung erreicht haben. Das Kommando liegt vorzüglich gedeckt in langer Schützenlinie, jeder hinter seinem „Klippje“. Der Feind kann uns noch nicht bemerkt haben.



Auf unserem linken Flügel steht ein Maxim-Mordensfeld und ein starkes Burenkommando, das die Engländer mit Schnellfeuer überschüttet. Wir haben Befehl, ruhig abzuwarten, bis sich die feindliche Infanterie entwickelt hat und uns näher gekommen ist.

Der Feind seinerseits scheint über unsere Stellung noch durchaus im Unklaren und fängt an, uns mit Schrapnels zu bewerfen, seine altbekannte Art, aufzuklären. Aber ganz ohne Erfolg. Die Geschosse flogen hoch über unsere Köpfe hinweg und schlugen hinter unserem rechten Flügel ein, wo am Abhang des Kopjes ein einsamer Schimmel an den vertrockneten Gräsern mühsam sein Leben fristet.

So liegen wir schon seit 9 Uhr morgens und beobachten zu unserer Freude, wie die feindlichen Kolonnen immer näher kommen oder nach dem Vogelstraußkopf rücken.

Nach unserer Ueberzeugung ist das Kopje von Buren stark besetzt, und der Feind muß von dieser vorzüglichen Stellung aus mit blutigen Köpfen abgeschlagen werden.

Aber dem ist nicht so. Die Mittagssonne brennt uns schon auf die Köpfe, als wir plötzlich den Befehl bekommen, unsere tadellose Stellung aufzugeben, aufzusitzen und so schnell wie



möglich den Vogelstraußkopf zu besetzen. Die Buren hatten die unglaubliche Unachtsamkeit begangen, diese wichtige Stellung nur schwach zu besetzen. Dem Feind war es gelungen, den Berg zu erklimmen, und wir sollten nun zur Unterstützung hinauf.

Zeit ist nicht zu verlieren. Es gelingt uns, ohne Verluste über die breite Ebene, die offen zwischen unserer verlassenen Stellung und der neuen liegt, an den Fuß des Kopje zu gelangen. Nun klettert jeder, so schnell er kann, den steilen, felsigen Abhang hinauf in der glühenden Mittagssonne.

Erschöpft hält mancher inne, um Atem zu holen. Aber weiter muß es gehen, denn die Engländer müssen oben auf dem Plateau schon weit vorgedrungen sein, und die Gefahr ist groß, daß wir schon beim Aufstiege abgeschossen werden. Endlich haben wir den oberen Rand erreicht. Vollkommen ermattet, werfen wir uns hinter die Steine, ganz gleichgültig, was nun kommt, nur um einen Augenblick Ruhe zu haben.

Unseren linken Flügel verlängert das holländische Kommando unter dem russischen Obersten Maximoff, dem sich einige Fran-



zosen und Russen angeschlossen haben. Wir stehen unter dem Kommando unseres Hauptmanns Lorenz, der schon im Gefechte am Spionskop die Deutschen geführt hat.

Jeder erwartet vom Feinde einen Bajonnettangriff. Die Engländer müssen schon in Menge auf dem Berge sein, aber es ist nichts zu sehen. Hier und da fliegt ein verlorenes Geschos über unsere Köpfe, einmal trifft eins auch. Meinem Nebenmann, dem Leutnant Teinert, wird der linke Unterschenkel zerschmettert, er stöhnt auf, wird von Kameraden hinuntergetragen, wo die Ambulanz erwartet wird, dann ist wieder alles ruhig.

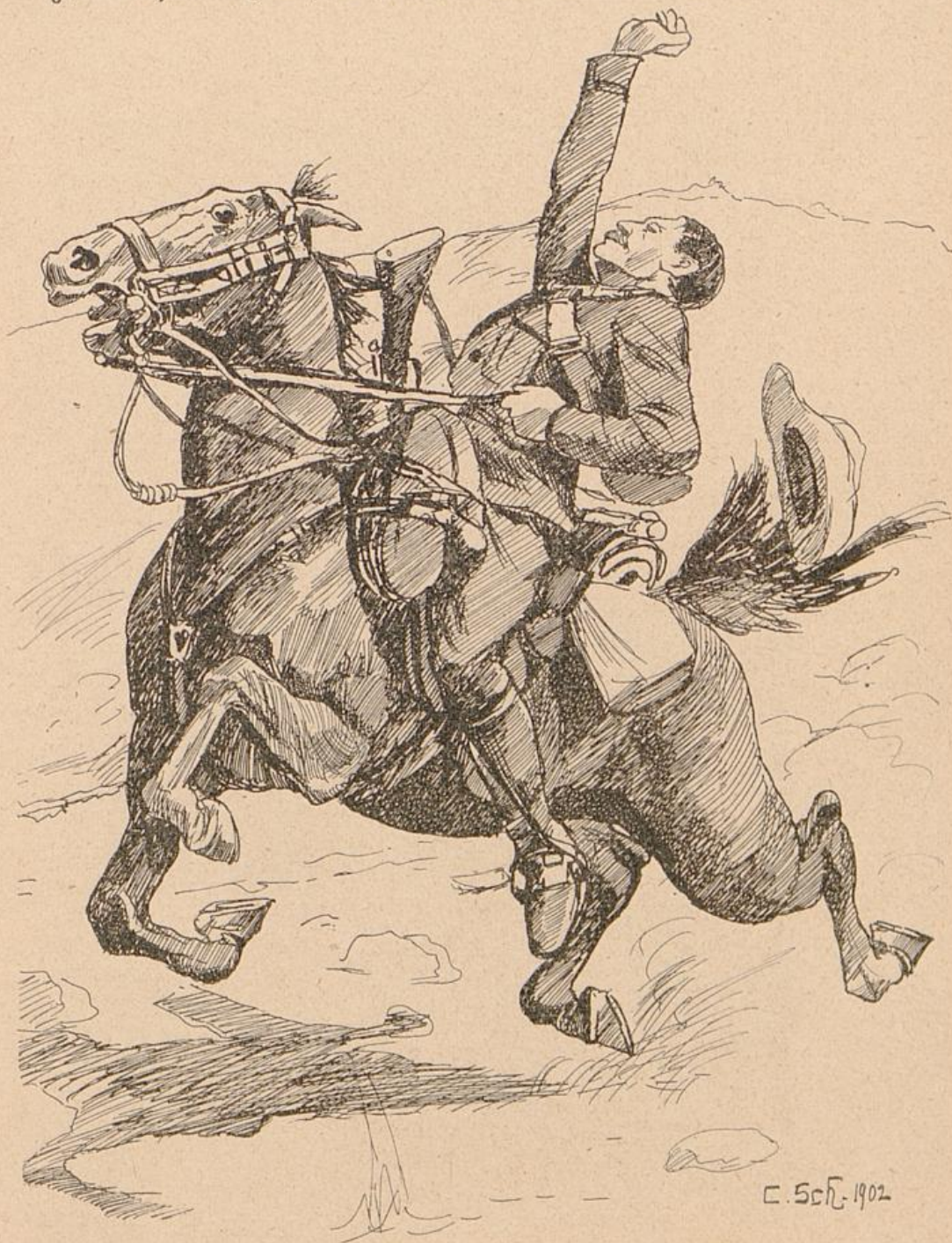
Eben wollen wir aufspringen, um vorzugehen, da tauchen plötzlich 100 Meter vor uns einige „Khaki“ auf. Sofort wird



von uns das Feuer eröffnet, aber noch sind nicht viele Schüsse gefallen, als drüben ein rotes Taschentuch geschwenkt wird.

„Hands up!“ tönt es an unserer Front entlang und mit

bleichen, verstörten Gesichtern kommen 1 Kapitän und 10 Tommies zu uns herübergelaufen. Es sind Mounted-Infanterie, die zur



Beobachtung vorgeschoben waren. Binnen wenigen Minuten werden ihnen die Sporen und Patronengürtel abgenommen,

dann werden sie hinuntergebracht. Nun heißt es vor. Der Feind ist noch lange nicht heran und scheut sich, die Offensive zu ergreifen, also greifen wir an.

Sprung auf, marsch, marsch! und vor geht es wohl 150 Meter,



dann Hinlegen. Der Feind überschüttet uns mit rasselnden Salven. Aber noch sind wir nicht weit genug vor, um den „royal fusiliers“ an den Leib zu kommen.

Wir sind 8 Kameraden, alles früher Angehörige der preussischen Armee, die wir immer zusammengehalten haben. Auch



Der Bureaugeneral Christian de Wet.



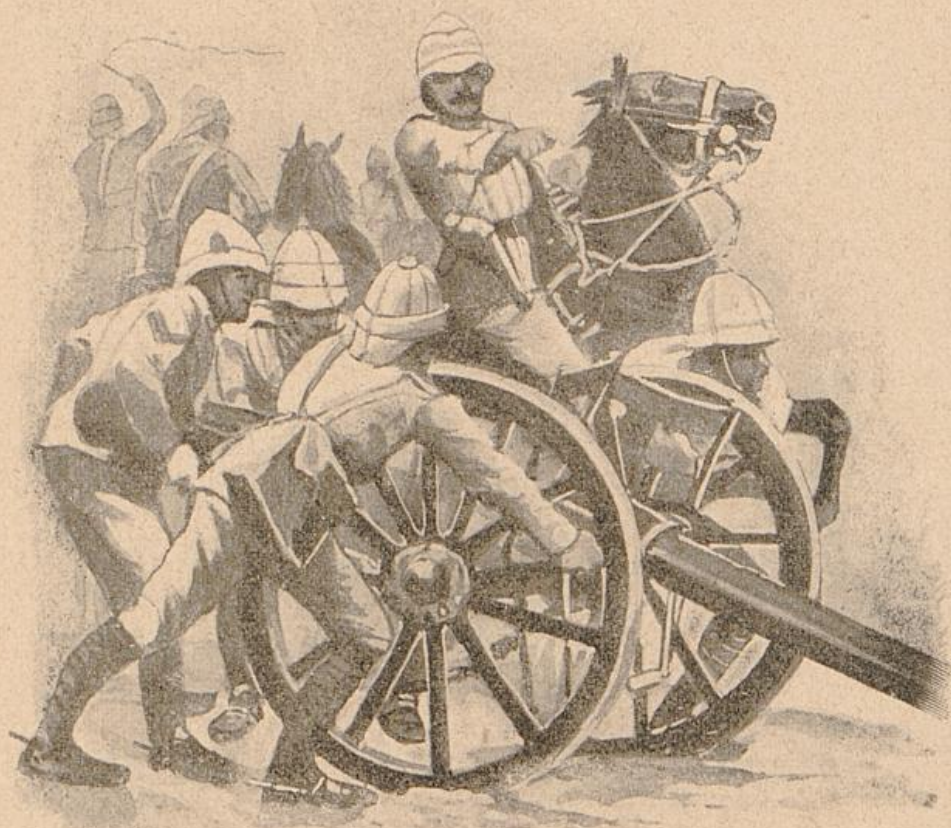
Wir sind acht Kanaraden, sämtlich frühere Angehörige der preussischen Armee. (Seite 96.)



Wir sind acht Kameraden, sämtlich frühere Angehörige der preussischen Armee. (Seite 96.)

heute stürmen wir, als die Schützenlinie einen neuen Sprung macht, zusammen vor, wir müssen die Deckung vor uns erreichen trotz Kugelregens, dann haben wir gewonnenes Spiel.

Da hören wir von rechts den Ruf: „Nieder um Gottes willen!“ Wir haben auf 30 Meter eine starke Abteilung vom Yorkshire-Regiment vor uns. Der Gegner ist in seinen gelblich-braunen Uniformen hinter den gleichgefärbten Felsen kaum zu



sehen. Und nun geht ein wahrer Höllenspektakel los. Feindliche Artillerie ist links vom Kopje aufgefahren und schießt mit Granaten und Schrapnels in unsere linke Flanke. Außerdem ist bei der geringen Entfernung vom Feind unsere Lage keine behagliche.

Ich habe meine Patronen aus dem Gürtel vor mir ins Gras geschüttet, um schneller laden zu können und schieße nach dem langen Felsen, hinter dem von Zeit zu Zeit Akahihelme



Wir liegen zwischen toten und verwundeten Engländern. (Siehe Seite 100.)



Wir liegen zwischen toten und verwundeten Engländern. (Siehe Seite 100.)

aufstachen und Gewehrläufe blitzen. Neben mir sitzt, mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt, mein Freund Günther und ißt in aller Gemütsruhe ein Stück Biltong; sein Gewehr versagt und so muß er thatenlos im feindlichen Feuer aushalten. Unsere Lage



wird immer ungemütlicher, drei von uns kriechen schon verwundet zurück, zwei liegen tot zwischen den Steinen.

Aber auch unsere Kugeln haben ihr Ziel nicht verfehlt. Wir

liegen mitten zwischen toten und verwundeten Engländern. Neben mir der

große stattliche Leutnant liegt mit einem Schuß durch den Kopf

regungslos zwischen den

Steinen; seine Uniform ist zerissen, das hübsche junge Gesicht

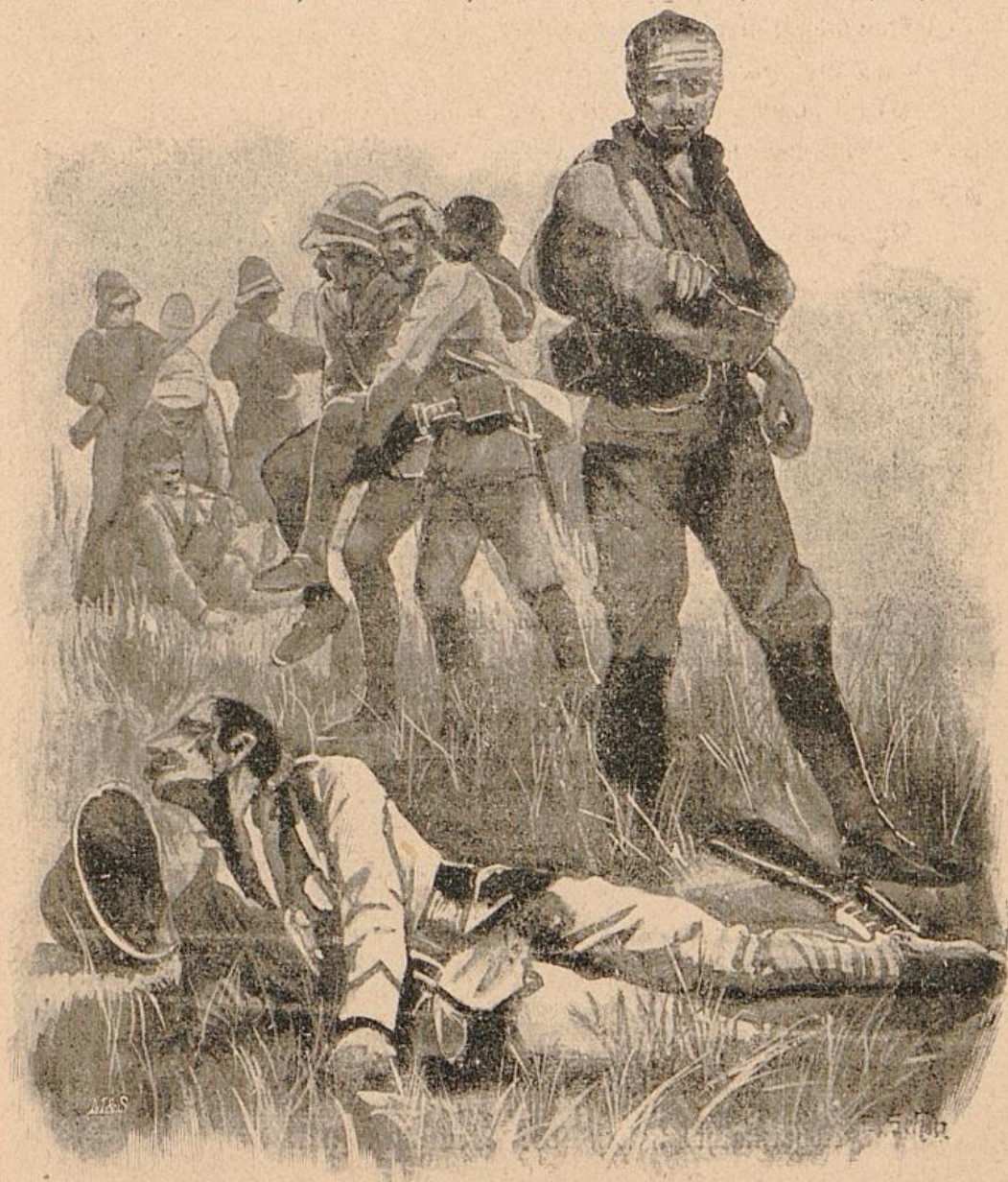
totenbleich. Plötzlich springt er,

den ich für tot hielt, auf und schlägt mit beiden Armen in meine Patronen, noch ein Zucken und er ist eine Leiche.

Da läßt auch mein rechter Nebenmann v. Lockstedt sein Gewehr fallen. „Donnerwetter, ich hab's gleich ordentlich,“ höre ich ihn rufen. Ein Geschöß hat ihm Unter- und Oberarm,

während er im Anschlag war, durchbohrt. Er schiebt den verwundeten Arm in den Patronengürtel und geht zurück.

Eben will ich das Gewehr an die Backe reißen, ein furcht-



barer Schlag auf die rechte Schulter, und auch ich habe mein Teil weg und liege im Gras.

Mir ist, als ob mein rechter Arm und Schulter zerschmettert ist.

Aber mein Kamerad Günther beruhigt mich einigermaßen.

„Laß nur, Kerlchen, du hast einen ekligen Schuß durch die Schulter bekommen, aber dein Arm hängt noch daran.“ Er nimmt mir Gewehr und Patronengürtel ab, verspricht, wenn er zurückkommen sollte, mir zu helfen, und geht, da er nun endlich schießen kann, vor.

Wir haben gut gezielt, die Tommies vor uns liegen tot und verwundet hinter den Felsen, der Feind hat sich zurückgezogen.

Raum hat mich Günther verlassen, höre ich ein wildes Auf-



stöhnen, und als ich mich aufrichte, sehe ich meinen lieben Freund, sich, zu Tode getroffen, im Blute wälzen.

Dann wird es ruhiger um mich. Der Feind ist zurückgedrängt, unsere Schützengruppen sind weit vor mir. Trotz der großen Uebermacht halten die Deutschen und Holländer die Stellung, gehen sogar langsam vor.

Ich liege hinter einem schützenden Felsen, die Sonne brennt sengend auf meine zerstoßene Schulter, aus der mir unaufhörlich das warme Blut den Rücken herunterläuft.

Die Zunge klebt mir am Gaumen, nur ein Tropfen Wasser, aber weit und breit niemand, der mir helfen könnte. Alles stille

bleiche Leute, die um mich herumliegen, mit blutigen verzerren Gesichtern und zerrissenen Uniformen.

Und über mir immer noch saufende Projektile, pfeifende Infanteriegeschosse.

Ein ohrenbetäubender Knall, Steinsplitter flogen mir ins Gesicht,
Shrapnellkugeln schlagen klatschend um mich an die Felsen, mein linker Oberschenkel brennt wie höllisches Feuer, Reithose und Stiefel färben sich blutrot und langsam schwinden mir die Sinne.

Als ich wieder zu mir komme, liegt unser

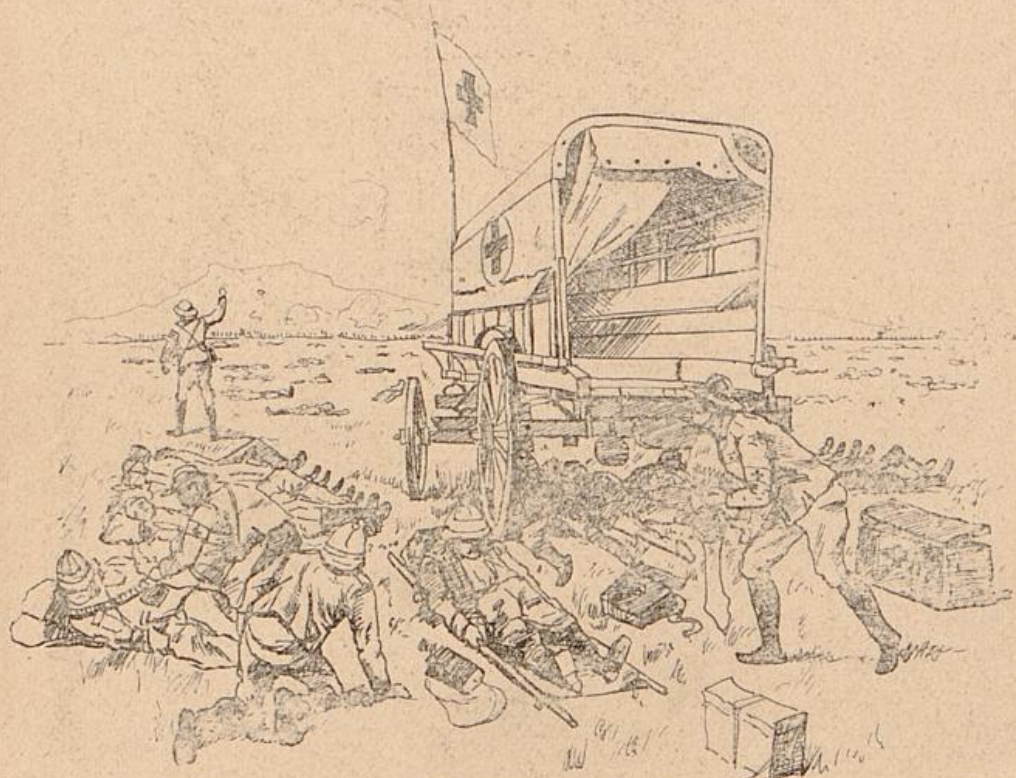
Morbat aus meinem Beritt neben mir. Die hellen Thränen laufen dem Mann über die Backen. „Gott sei Dank,“ ruft er aus, „na, dir haben sie ordentlich gepufft, die verdammten Kerls, Kopfmann und Mießbach von unserem Beritt haben sie auch erschossen. Da,



Vorgehen der Gordon-Hofländer (Seite 104).

hörst du, sie stürmen wieder.“ Aus der Ferne tönt das nicht-
endenwollende Hurrah der tapferen Gordon Highlanders, die
mit gefälltem Bajonett einen letzten Versuch machen, unsere
Stellungen zu stürmen. Aber sie müssen sich mit enormen Ver-
lusten zurückziehen.

Unter Nschzen und Stöhnen und unsäglichen Schmerzen
bringt mich mein guter Kamerad schiebend und stützend den
steilen Berg hinunter, wo der russische Arzt Dr. von Kemmen-



kampf mit einem einzigen Gehilfen alle die vielen Verwundeten
verbindet. Teilnahmslos vor sich hinstierend, sitzen und liegen
die armen Kerls im Graße.

Etwas starker Thee hilft mir wieder etwas auf die Beine.
Meine Wunden werden mir mit meinem in Streifen geschnittenen
Hemd, das ich schon 6 Wochen auf dem Leib gehabt hatte, ohne
es einmal ausziehen, verbunden, kein gerade aseptischer, aber
dafür um so festerer, Verband, der mir unsägliche Schmerzen
verursacht.

Dann werden wir, da der Ambulanzwagen voll ist, auf die

Patronenkisten unseres Munitionswagens gelegt, zwei Mann zusammen mit einer Decke bedeckt und fort geht es über Stock und Stein durch die Nacht, von Wundfieber und Kälte klappernd. Mehr tot wie lebendig kommen wir nachts 2 Uhr im Lager des Generals Delarey an, werden sofort sorgsam in ein Zelt getragen und dort mit weichen, warmen Schlafdecken zugedeckt.

Neben mir kniet ein alter verwetterter Buir mit langem, grauem Bart, er hält mir von Zeit zu Zeit ein Kochgeschirr mit



Das Schlachtfeld.
Nach photographischer Aufnahme.

Thee an die brennenden Lippen, und wie ich dankbar seine Hand fasse und drücke, da glänzen Thränen in seinen Augen.

Ja, zwei seiner Jungens liegen schon in der kühlen Erde und der dritte ist gefangen, mit General Cronje hat er sich dem Feinde ergeben müssen.

Armes tapferes Volk, über allem diesen Elend und Jammer vergißt man seine eigenen Schmerzen.



Als Verwundeter von Bloemfontein nach Kronstad.

Am nächsten Morgen wurden wir nach einer nahen Farm gebracht, um neu verbunden zu werden.

Da lagen nebeneinander auf Stroh die anderen verwundeten Kameraden, die gestern schon mit dem Ambulanzwagen hergebracht waren, und der Besitzer der Farm mit seiner Frau und Töchtern ging von einem zum andern und labte uns mit Milch und Butterbrot.

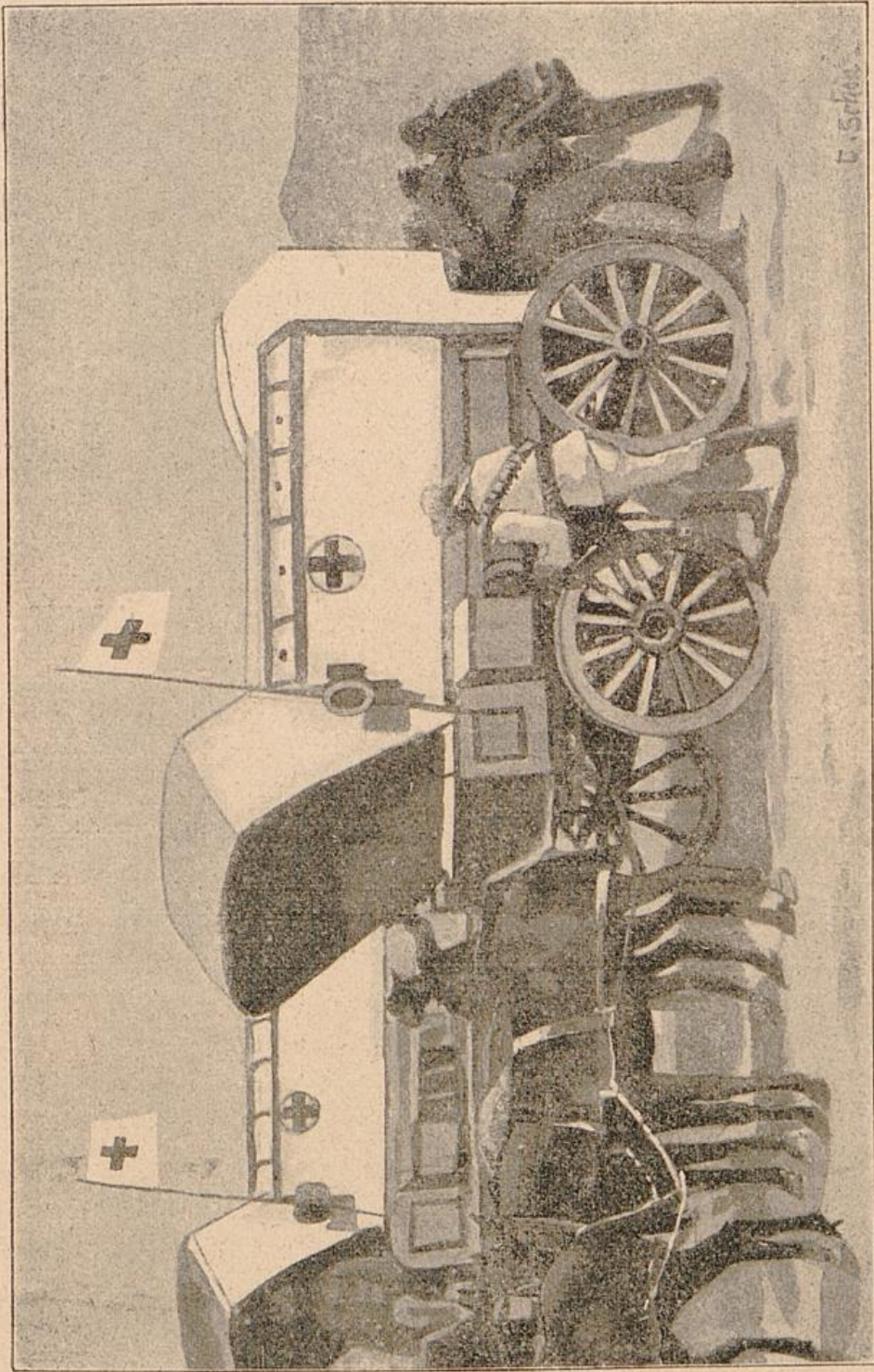
Auf der Farm wehte die rote Kreuzflagge der Genfer Konvention und vor dem Gebäude standen 4 Ambulanzwagen, mit großen roten Kreuzen versehen.

Hier würden wir doch nun Ruhe haben, wenn auch auf dem nahen Vogelstraußkopf immer noch gefochten wurde. Wir hatten zwar gestern den Feind an allen Punkten zurückgedrängt, aber heute hatten die Buren, wie es schien, doch der allzugroßen Uebermacht weichen müssen.

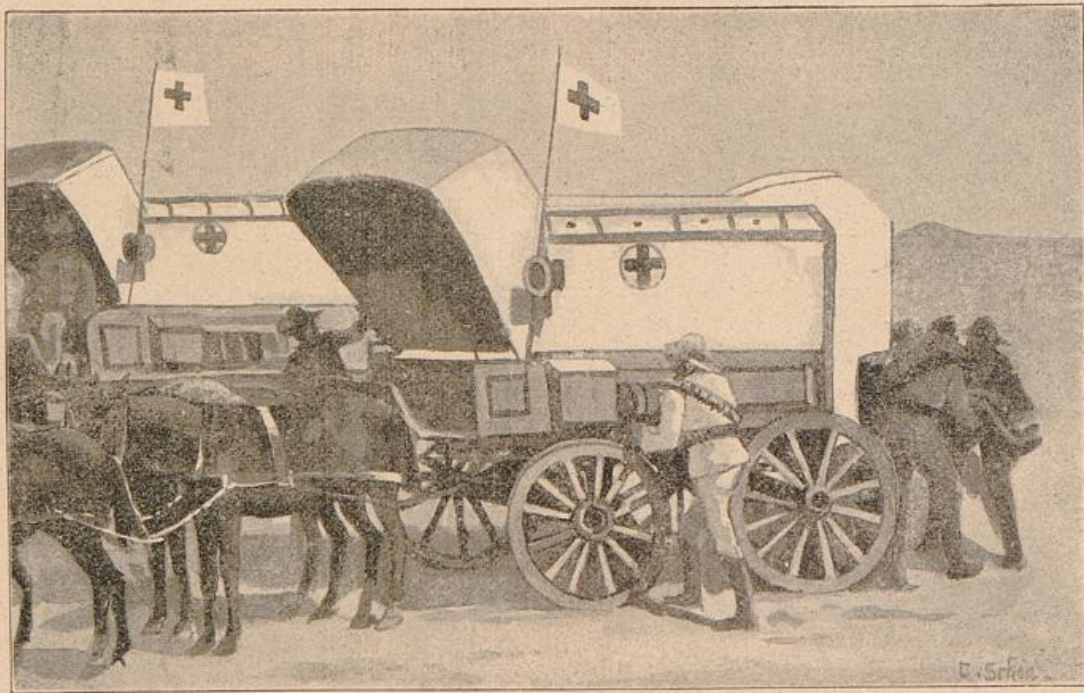
Skaun hatte mein Kamerad v. Lockstedt und ich neue Verbände, als schreckensbleich (Kaffern können auch blaß werden) ein Boy hereingestürzt kam.

„Baas, onze Mensche vlucht, de Engelsche kommen!“

Da hieß es *saave, qui peut*, nur nicht gefangen nehmen lassen. Ich hatte das Glück, mit meinem leichter verwundeten Kameraden



Vor dem Gebäude stehen die Ambulanzwagen. (Seite 106.)



Vor dem Gebäude stehen die Ambulanzwagen. (Seite 106.)

v. Lockstedt und 4 anderen in einem zum Ambulanzwagen verwandelten Fleischwagen untergebracht zu werden, und fort ging es aus dem gefährlichen Ort in der Richtung nach Winburg. Traurig sahen uns die armen Kameraden nach, die nicht transportiert werden konnten. Wir hatten die Farm noch nicht zehn Minuten verlassen, als die ersten Granaten in die Gebäude einschlugen.

So berücksichtigte das fromme England das Völkerrecht.

Wie dankten wir Gott, hier in diesem furchtbaren Wagen zusammengerüttelt liegen zu können. Als wir weiter entfernt mehr in Sicherheit waren, sah ich mir meine Reisegefährten näher an. Außer Lockstedt, der vor mir neben dem Zuluboy saß, lag neben mir ein französischer Leutnant Briffault, der eine Schrapnellkugel durch das Bein bekommen hatte, ein Amerikaner mit einem Streifschuß am Kopf, der englische Kapitän, den wir gestern gefangen genommen hatten, mit zerschossener Nase und ein junger Holländer, der den linken Arm verbunden in der Binde trug.

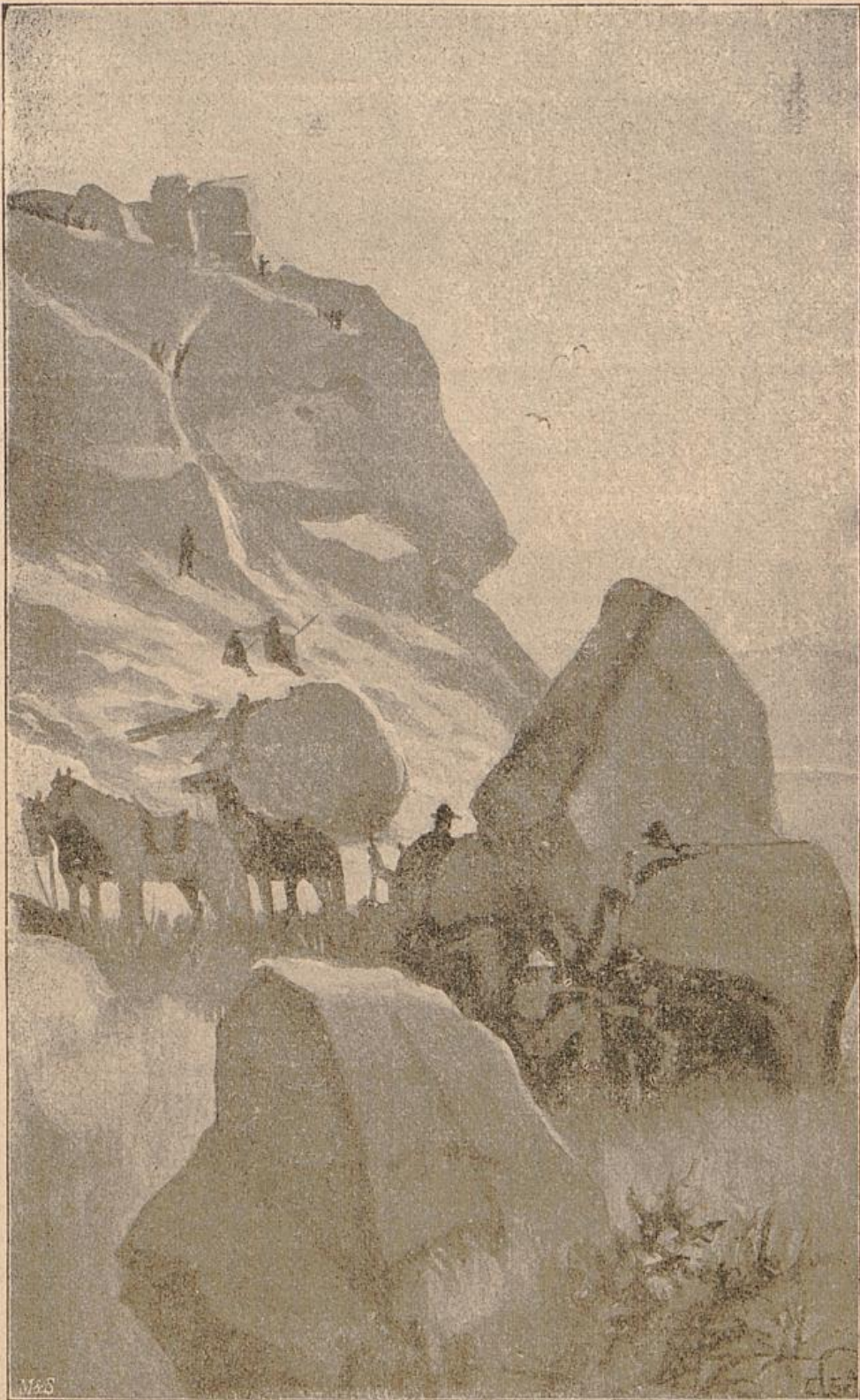
Mit der Zeit wurde die Fahrt unerträglich. Durch das Schütteln und Stoßen fielen die Wunden wieder an zu bluten.

Es wurde in allen Sprachen und Tonarten geflucht und gebetet. Und als wir am Abend, nachdem wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, nicht die Farm erreichten, die uns der neben dem Wagen reitende Mann der Ambulanz versprochen hatte, waren wir der Verzweiflung nahe.

Ich hatte weder im Lager noch am Morgen auf der Farm ein Hemd bekommen und lag nun, zähneklappernd, nur mit meinem alten Militärmantel bedeckt, unter dem Wagen. Denn wir waren nun genötigt, mitten auf dem Wege ausspannen und übernachten zu müssen.

v. Lockstedt und der junge Holländer nahmen unseren englischen Kapitän in die Mitte, machten ihm klar, daß sie leider ihn mit dem Revolver erschießen mußten, wenn er den Versuch machen würde, zu entfliehen, und schloßen dann ein, erschöpft vom Blutverlust und den Strapazen.

Am Morgen war der Kapitän verschwunden. Wir waren



Der Vogel Strauß-Kopje. (Siehe Seite 88.)

eher erfreut wie betrübt über seine Flucht, denn nun hatten wir mehr Platz im Wagen. So ging es am Morgen weiter durch



Das Schlachtfeld.

die öde
Steppe
und immer
wollte
Win-
burg noch
nicht kom-
men.

Schließ-
lich lagen
wir alle,
vollkommen
erschöpft
und gegen
alles abge-
stumpft, im
Wagen.

Sengen-
der wur-
den die
Sonnen-
strahlen,
die von dem
dünnen
Leinwand-
dach des
Wagens
nur wenig
abgehalten
wurden,
immer un-
erträglicher

wurde der Geruch all' der blutigen Verbände, noch immer zeigte sich keine Farn, noch immer keine Aussicht auf Ruhe und Erquickung. Endlich sahen wir in der Ferne zwei Reiter, die in

schnellster Gangart uns entgegenkamen. Es waren zwei Buren, die in der Nähe ihre Farm hatten und uns sogleich mitnahmen.

Die frische Milch und das schöne saftige Schafffleisch stärkte uns wunderbar, am meisten aber die Nachricht, daß wir in zwei Stunden in Winburg einfahren würden. Und als die Sonne unterging, hielten wir vor einem sauberen, weißen Hause mit breiter Veranda, auf der das rote Kreuz wehte, und die holländischen Krankenschwestern trugen uns behutsam in ein großes Zimmer, wo es nach Karbol und Jodoform roch und wo wir von einem Arzt neu verbunden wurden.

Dann wurden wir von einer Schwester von oben bis unten mit warmem Wasser und Seife gewaschen, bekamen neue Wäsche und eine kräftige Suppe.

Es war ein himmlisches Gefühl, rein gewaschen und verbunden, hier im weichen Bett zu liegen und sich der langersehnten Ruhe hinzugeben.

Lautlos gingen die Schwestern zwischen den Betten hin und her, diesen ermutigend, jenen mit einer Apfelsine oder einem Schluck kalten Thees erfrischend.



Jetzt, wo wir alles hinter uns hatten, sahen wir erst ein, wie glücklich wir davongekommen waren und wie dankbar wir unserm Gott sein mußten.

Wir hatten kurz vor Winburg eine starke Burenabteilung passiert. General Grobelaar stand hier mit 500 Mann und zwei Geschützen und wir hielten uns wenigstens für einige Tage hier vollkommen sicher.

Leider erfüllte sich unsere Voraussetzung nicht. Wir hatten noch nicht 24 Stunden im Hospital zugebracht, als Grobelaar mit seinen Leuten durch Winburg durchgejagt kam. Die schnell nachrückenden Engländer mußten jede Stunde vor der Stadt erscheinen.

Der Bürgermeister hatte den Kopf verloren, überall in der Stadt ging es drunter und drüber. Der einzige, der ruhigen Blutes für Ordnung sorgte, war der Polizeiwachtmeister, ein Deutscher mit Namen Kestner. An ihn wandten wir Verwundete uns auch mit der Bitte, weiter nach Norden fortgeschafft zu werden. In die Hände des Feindes wollten wir auf keinen Fall kommen; mühsam schleppten wir uns auf den Bahnhof und lagen dort herumgestoßen, auf den letzten Zug wartend, der nach Norden abgehen sollte. Es war hier ein fürchterliches Drängen und Stoßen. Alles wollte mit, jeder wenigstens Frau und Kinder wegschaffen.

Aber, o Jammer! Nach stundenlangem Warten die niedererschmetternde Nachricht, daß die Buren voreilig nördlich von Winburg die Bahn und Telegraphen zerstört hatten. Was sollte nun aus uns werden? Die Schwerverwundeten, die sich nicht selbst fortbewegen konnten, wurden in das Hospital zurückgeschafft, wir andern bestürmten Kestner, uns zu helfen. Endlich winkt er Lockstedt.

„Ihnen und dem anderen verwundeten Landsmann kann und will ich helfen. Ich habe einen kleinen Wagen mit vier Maultieren. Es ist mein Eigentum und ich will es in Sicherheit bringen. Fahren Sie damit weg, und wenn Sie nach Kroonstad kommen sollten, geben Sie die Karre meinem Schwager. Heute Nacht können Sie bei mir schlafen, vor morgen Vormittag kommen die Engländer nicht.“

Das war mehr, als wir erwartet hatten.

Die Nacht brachten wir im Hause unseres edlen Helfers aus der Not zu und am Morgen fuhren wir beide, Lockstedt und ich, bequem weiter, nachdem uns Restner noch Brot und



Gefallen fürs Vaterland.

Fleisch eingepackt hatte. Wir hatten um 8 Uhr Winburg verlassen und um 11 Uhr waren die ersten Engländer in die Stadt eingerückt.

Das war eine andere Fahrt wie vorher im Fleischwagen.

Am Mittag wurden wir auf einer Farm mit Milch erfrischt und am Abend fuhren wir in den Ort Bentersburg Dorp ein.

Da wir so stolz in einem feinem Wagen mit 4 Maultieren und Buluboy ankamen, hielten uns die Leute für 2 vornehme



Burggeneral Smyman.

Offiziere und brachten uns in einem freundlichen Zimmer des einzigen Hotels unter.

Es war aber auch gut. Schon ein Gesunder fühlt sich einigermaßen zerschlagen, wenn er 12 Stunden im Wagen über Land gefahren ist, und wir waren durch Blutverlust und Schmerzen doch stark mitgenommen. So wollten wir uns, nachdem wir etwas gegessen hatten, durch einen langen Schlaf für die morgige Fahrt stärken. Aber wir hatten die Rechnung ohne die Bentersburger gemacht.

Bald war es im Ort bekannt geworden, daß zwei verwundete deutsche Offiziere von der Front im Hotel eingetroffen wären, und nun machte sich ein jeder auf, um diese beiden interessanten Leuten zu sehen und zu sprechen.

Männer, Frauen und

Kinder kamen angewallt und fragten uns möglichst durcheinander: „Wo steht General Botha? Ist Delarey zurückgedrängt? Werden die Engländer bald kommen? Wo war das Gefecht? Wie geht es Dem Piet und Dem Jakob? Wir beantworteten frei nach der Erfindung alle möglichen und unmöglichen Fragen und dann verließen sie uns kopfschüttelnd und wehklagend, um anderen Platz zu machen.

Sie alle waren vom eigenen Leid und den düsteren Aussichten für die Zukunft zu sehr erfüllt, um uns ihre Teilnahme zu äußern.

Nur ein großes hübsches Burenmädchen fand Worte des Dankes und der Anerkennung für uns. Sie legte uns einen Strauß frische Blumen auf das Bett, drückte uns die Hand und sagte: „Ich danke Euch, daß Ihr für unser Volk gefochten habt, mögt Ihr bald gesund werden!“

Am nächsten Morgen nahmen wir Abschied von dem Hotelwirt, der uns noch einen Wisky aus der letzten Flasche gab, und dem Bürgermeister und fuhren weiter, um noch vor Einbruch der



Burenkommandant Botha.

Nacht unser Ziel, Kroonstad, zu erreichen. Alle Augenblicke wurden wir von Buren aufgehalten, die über den Stand der Dinge aufgeklärt werden wollten. Unser Boy behauptete plötzlich, den Weg nicht mehr zu wissen, und weigerte sich, weiterzufahren. Wir hatten kurz vorher einen Kaffernkraal passiert und es schien ihm wohl angenehmer, dort zu bleiben, als nach Kroonstad zu fahren, wo er wieder zu einem weißen Baas kommen würde.

Wir hielten ihm die Mündung unserer Revolver liebevoll an seinen schwarzen Wollkopf, und wunderbar, plötzlich wußte er wieder sehr genau den Weg. Noch einige Male halfen wir auf diese Weise seinem schwachen Orientierungssinn auf und am Abend fuhren wir in Kroonstad ein. Lockstedt war schon einmal in Kroonstad gewesen und riet, erst nach dem Continental-Hotel zu fahren, das einem Deutschen gehörte und wo stets Deutsche zu finden wären. Und wirklich trafen wir hier eine Anzahl Deutsche, natürlich beim Bier. Hier ging es lustig zu, wir wurden herzlich aufgenommen und das erste Glas deutschen Gerstensaftes wurde auf die deutsche Kameradschaft getrunken.

Jeder wollte uns helfen, jeder uns raten. Dieser versorgte uns mit Bier und Zigarren. Ein fürstliches Geschenk, denn damals kostete die Flasche Importbier Mk. 3.50 und die Zigarre 1 Mark.

Ein Anderer schrieb uns die Adressen von seinen Bekannten in Johannesburg auf, wohin wir wollten. Der Wirt setzte uns Fleisch und die lange entbehrten Kartoffeln vor.

Kurz, wir lebten hier wie die Götter in Frankreich.

Aber die Schlemmerei mußte ein Ende haben, wir mußten uns, wenn auch schweren Herzens, von diesen braven Kameraden trennen, um noch Aufnahme im Hospital zu finden. Bald darauf lernten wir das Leben von einer weniger schönen Seite kennen.

Der holländische Ambulanzarzt fuhr uns mit großer Umständlichkeit, ihm zur Belehrung, uns zum Leiden, mit einer Sonde in den Wunden herum und erklärte mir dann zu meiner wenig angenehmen Ueberraschung, daß meine Schulterwunde infiziert wäre und lange brauchen würde, um zu heilen. Dann wurden wir ins Bett gesteckt. Gott sei Dank, wir konnten heute Abend in dem schönen Bewußtsein einschlafen, endlich in Sicherheit zu sein.

Wieder in Johannesburg.

Wir wollten hier nicht bleiben, sondern in Johannesburg Heilung suchen. Es sollte dort ein vorzügliches Hospital sein und außerdem hatte ich von meiner Minenthätigkeit her unter den Deutschen wie den Afrikanern viele Bekannte. Lockstedt wollte, da wir bis jetzt immer zusammen gewesen waren, weiter bei mir bleiben.

Am nächsten Morgen holten wir uns erst von dem Kommissariat neue Kleider und Wäsche und dann fuhren wir in einem



Wir lagen in einem großen lustigen Saal. (Seite 118).

bequemen Ambulanzzug über Vereeniging nach Transvaal hinein.

Der nächste Morgen brachte uns nach Johannesburg. Um 11 Uhr fuhren wir auf Park-Station ein. Ich hatte meinem Freunde v. C. schon von Winburg meine Verwundung schreiben lassen, er erwartete uns schon auf der nahe bei Johannesburg gelegenen Pionier-Mine, wo er Caretaker war, und bald kamen auch andere Bekannte und wir freuten uns des Wiedersehens, wenn wir auch einen tüchtigen Denkjettel abbekommen hatten, mancher gute Kamerad hatte sein Leben lassen müssen, und dazu

waren wir doch noch zu jung. Im Hospital wurden wir vorzüglich aufgenommen. Wir lagen in einem großen, luftigen Saal mit 25 Verwundeten zusammen.

Schwestern eines französischen Ordens pflegten und verbanden uns und Burenmädchen aus der Stadt besorgten die untergeordneten Arbeiten und leisteten Handgriffe bei den Verbänden. Die Verpflegung war ebenso gut wie die Pflege. Nur ließ die Hauptsache leider zu wünschen übrig. Die beiden Aerzte Herren von der Schweizer Ambulanz, waren zwar die liebenswürdigsten Menschen, die man sich denken konnte, hatten aber ihr medizinisches Examen nicht gerade mit Auszeichnung gemacht. Es war unglaublich, mit welcher Unkenntnis und Unachtsamkeit sie unsere Wunden behandelten.

Der Schrapnellschuß durch den Oberschenkel heilte wunderbar schnell und innerhalb 14 Tagen war die Wunde vollständig geschlossen. Aber meine Schulter wurde immer schlimmer, der Arm immer unbeweglicher.

Zwar sorgten meine Bekannten in rührender Weise für uns, brachten uns Zigaretten und Lektüre ans Bett und luden uns später, als wir herumlaufen konnten, zu sich ein, um uns zu zerstreuen und zu erfreuen, aber trotzdem war uns wenig tröstlich zu Mute. Wir hatten gehofft, nach 4 Wochen wieder mitschießen zu können, und jetzt war nach Monaten nicht daran zu denken.

Inzwischen rückte das Verhängnis immer näher. Die Buren verloren immer mehr Terrain. Eine Stadt nach der anderen, viele ohne einen Schuß, fiel in die Hände des Feindes.

Es war der Siegeszug des ruhmreichen Lord Roberts, wenn ein einfacher Marsch durch offenes Gebiet ein Siegeszug genannt werden kann.

Zwar leisteten die Buren im Freistaat bei Brandfort und am Betriver bei Smaldeel, schließlich auch noch bei Kroonstad verzweifelten Widerstand, aber sie mußten der enormen Uebermacht weichen, zumal es bei ihnen an einheitlicher Führung fehlte. Von Kroonstad aber bis Pretoria und Johannesburg ist das Land flach, hier war es dem kleinen Häuflein der Buren unmöglich, Widerstand zu leisten, sie wären sofort unflügelt worden.

Bei uns in Johannesburg ging es in dieser Zeit, im Monat

Mai 1900, lebhaft genug zu. Unser Hospital war überfüllt. Täglich kamen Züge mit Verwundeten aus dem Süden und gaben nur zu deutlich Zeugnis, wie hartnäckig die Buren um Kroonstad fochten.

Die letzten Tage unter der Burenregierung.

In der letzten Woche war mein Arm und Schulter viel schlimmer geworden. Während mein Kamerad v. Lockstedt geheilt nach Pretoria zu unserem alten Kommando eilen konnte, schleppte ich mich nur mühsam dahin.

Schon seit einigen Tagen waren einige Kommandos des Generals Delarey in der Stadt. Man befürchtete, die Buren würden rachsüchtig die Goldstadt Johannesburg, die Ursache des ganzen Krieges, plündern, die Goldminen in die Luft sprengen.

Alles war in Angst und Sorge, wenn auch die Besonnenen, die den Bur schon seit Jahren kannten, nichts davon wissen wollten.

Ich hatte das Hospital verlassen müssen, es waren Hilfebedürftigere da, und an ein regelmäßiges Verbinden und sorgfältige ärztliche Pflege war doch nicht mehr zu denken. Aber ich war dadurch in eine unangenehme, beinahe trostlose Lage versetzt.

Meine Varmittel waren erschöpft und meine Kräfte auch. Wohin sollte ich mich wenden? Zwar hatte ich genug Bekannte und Freunde in der Stadt, aber nimmt man denn die Hilfe Anderer in Anspruch in einer Zeit, wo jeder mit sich selbst genug zu thun hatte?

Doch Gott verläßt einen guten Deutschen nicht. Ein mir bekannter Herr, der Verwalter der Ecksteins Buildings war, eines Gebäudes, in dem die Kontore der englischen Kapitalisten lagen, die den Krieg heraufbeschworen hatten, bat mich, zu ihm zu kommen und ihm in diesem unheimlichen Gebäude, das damals auf einem Pulverfaß stand, Gesellschaft zu leisten, ich sollte auch die von ihm gemieteten Posten beaufsichtigen.

So wurde ich denn Obernachtswächter in den Eckstein Buildings gegen freie Verpflegung und 2 Pfd. Sterling pro Tag.

Zwar rieten mir viele ab, diesen Posten anzunehmen, denn wenn gesprengt würde, würde dieses Haus als erstes in die Luft fliegen. Aber was sollte ich thun? Hier fand ich Unterkommen und fiel niemand zur Last.

Doch die Befürchtungen bewahrheiteten sich nicht. Friedlich trabten die Buren durch die Stadt, sich meistens nur einige Stunden aufhaltend, um in der Richtung nach Pretoria weiterzuziehen. Zwar wurde vieles von ihnen requiriert, vor allem Pferde. Einmal wollte ich mit einer Droschke vom Markt nach einer nahe der Stadt gelegenen Mine fahren. Aber schon nach wenigen Minuten wurden wir von zwei Buren aufgehalten, die



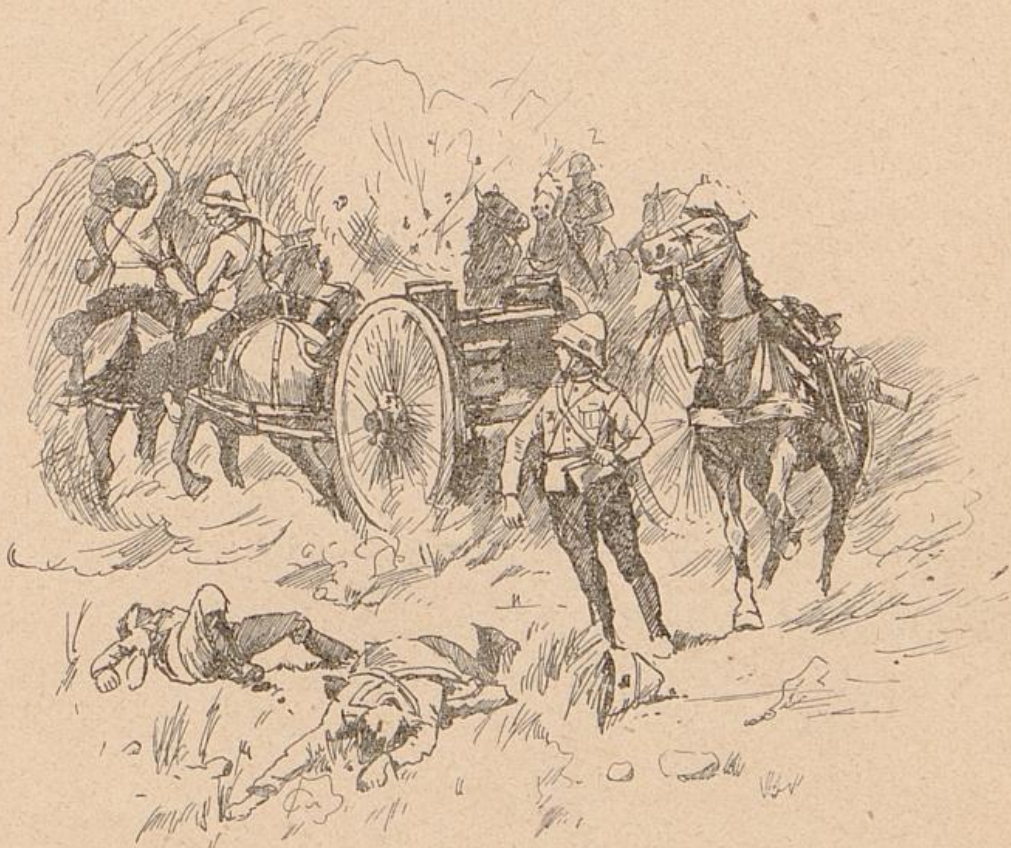
in aller Gemütsruhe die Pferde ausspannten. Ich wollte mir eben wie ein beim Publikum beliebter Schauspieler vorkommen, aber sie verschwanden mit unseren stolzen Droschkenrossen eilig und ließen mich und den fahrenden Zuluboy verblüfft stehen.

Während ich überlegte, was ich nun beginnen sollte, begegnete uns eine andere Droschke.

Mit jammervoll verbogenen Beinen und schlotternden Ohren kam die Kosinante daher, die würde mir sicher von niemand geraubt werden. Ich bestach mit einem Shilling den Kutscher, umzudrehen, um mich nach der Pionier-Mine zu fahren. Aber

o Schrecken, nachdem wir eben den etwas steilen Berg in Fordsburg überwunden hatten, wackelte unser armer Gaul nur noch einmal schwermütig mit dem schlaffen Haupte und blieb stehen, um sich fürs Erste nicht mehr fortzubewegen.

Auf dieser eigentümlichen Fahrt machte ich aber noch andere interessante Beobachtungen. Dieser Teil von Johannesburg, durch den ich fuhr oder vielmehr in dem ich gelandet war, ist von russischen Juden und Farbigen bewohnt, die diese Zeit für sehr



geeignet hielten, ihren Bereicherungsgelüsten frei die Zügel schießen zu lassen. Ueberall sah man dieses Gesindel die Schau- fenster einschlagen, die Thüren zerschmettern, um alles in den Läden fortzuschleppen. Selbst das große Kriegsmagazin der Buren wurde geplündert.

Aber abgesehen von diesen Uebergriffen des Pöbels herrschte in der Stadt eine bewunderswerte Ruhe und Ordnung.

Da werden wir eines Morgens durch Kanonendonner geweckt. Der Feind ist nur noch 4 Stunden weit zu Pferd von

Johannesburg entfernt. Am Klipriver wird scharf gefochten, die Buren haben den Engländern starke Verluste beigebracht, müssen aber schließlich der Uebermacht weichen.

In der Stadt ist alles in Angst und Schrecken. Die Straßen



(Siehe Seite 123).

sind fast leer, nur hier und da stehen kleine Gruppen von Leuten, die ihre Vermutungen und Befürchtungen austauschen.

Dienstag, den 29. Mai. Von Morgens an hören wir Kanonendonner in westlicher Richtung, der, immer stärker werdend, gegen Mittag verstummt.

Die Buren haben sich mit Erfolg dem Feinde widersetzt und am Doornkop General French eingeschlossen.

Im Osten hat der Feind bei der Station Glandsfontein die Burenstellungen durchbrochen und ist an der Bahnlinie entlang im Anmarsch nur noch eine halbe Stunde mit der Bahn von Johannesburg entfernt. An unserem Fort wird rastlos gearbeitet. Der Kommandant will es so lange, wie möglich, halten. Hinter Verschanzungen und Sandsäcken liegt die Besatzung und späht gegen Osten, woher der Feind zuerst erwartet wird.

Der Stadtteil Jeppestown wird von Juden, Armeniern und Kaffern geplündert. Immer neue Burenabteilungen reiten durch die Stadt, um in der Richtung nach Pretoria weiter zu marschieren.

Mittwoch, den 30. Mai. Die Engländer haben in der Nacht, von Osten nach Norden vordringend, die Straße nach Pretoria erreicht. Die in Johannesburg noch stehenden Buren können nur noch in nordwestlicher Richtung entkommen. Auf dieser Seite werden auch in aller Eile die letzten Kanonen vom Fort nach Pretoria geschafft. Der Feind steht schon bei Orange Grove, 40 Minuten zu Fuß von der Stadt.

Um 9 Uhr reiten 2 englische Offiziere mit einer weißen Flagge in die Stadt, um den Kommandanten, Dr. Krause, zur Uebergabe aufzufordern. Das Gros der Buren hatte die Stadt verlassen, aber einige Ausländer, Deutsche und Holländer, hatten die Höhen bei Doornfontein, einer Villenvorstadt von Johannesburg, besetzt und hielten wacker stand. Auch vom Fort wurde geschossen. Am Nachmittag hörte das Schießen auf. Der Kommandant der Stadt hatte mit Lord Roberts einen Waffenstillstand geschlossen. Am nächsten Morgen sollte die Stadt übergeben werden.

Die Besatzung des Forts und die noch kämpfenden Ausländer verließen die Stadt, um noch Pretoria zu erreichen, in aller Eile sprengten sie durch die Stadt, die letzten Buren, die ich in Waffen sah.

Wie mancher dieser Tapferen ist einige Wochen später in Pretoria schmachlich an die Engländer verraten worden und sitzt nun in Ceylon, das Ende des Krieges sehnsüchtig erwartend,

unter ihnen auch mein Kommandant, Hauptmann Lorenz, und mein lieber Kamerad Leutnant v. Lockstedt.

Möge ihnen bald die Stunde der Erlösung aus diesem lähmenden Einerlei der Kriegsgefangenschaft schlagen.

Einzug von Lord Roberts in Johannesburg.

Am 31. Mai endlich mußte der Kommandant von Johannesburg, Dr. Krause, im Einvernehmen mit dem bei Pretoria stehenden Louis Botha die Stadt übergeben, und um 10 Uhr vormittags zog die englische Armee ein.

Ich hatte mich in meinem breiten Burenhut, den Arm in



Feldmarschall Lord Roberts.
Der Höchstkommandierende der britischen Truppen in Südafrika.

der Binde und das vierfarbige Burenzeichen auf der Brust mit einigen Bekannten gegenüber dem Gouvernementsgebäude aufgestellt und erwartete, ebenso wie die große Menschenmenge, die sich hier versammelt hatte, ein imponierendes militärisches Schauspiel.

Endlich kam der Erwartete. Nachdem einige Kompagnieen berittener Infanterie den Platz abgesperrt und sich im Viereck vor dem Regierungsgebäude aufgestellt hatten, ritt Lord Roberts mit einem zahlreichen Gefolge bei uns vorüber und stellte sich vor dem Gebäude an dem hohen Flaggenmast, von dem noch die Transvaalfarben im Winde flatterten, auf.

Dann ertönte ein Kommando, die Truppen präsentierten, die Musikbanden spielten „God save the Queen“ und langsam wurde die uns so teure Transvaalflagge heruntergehißt. Es war ein erschütternder Moment, der uns allen die Thränen in die Augen trieb, und daß alle die Vielen, die sich hier versammelt hatten, mit tiefer Trauer und Mitgefühl für das arme unterdrückte Volk erfüllt waren, das zeigte der nächste Augenblick.

Denn als die englischen Farben am Flaggenmast erschienen, da riefen wohl die Truppen begeistert Hurrah, schwach sekundiert von einigen üblen Elementen und Kaffern, die Menge aber blieb stumm.

Neben mir stand ein deutscher Arzt. Als ein junger Lämmel in einer Gruppe jüdischer Kaufleute in ein wildes Freudengetöse ausbrechen wollte, als die Union Jack erschien, hieb ihm der kräftige württembergische Doktor den Zylinder über die Augen, und alle Umstehenden brachen ungeachtet der wütenden Blicke der englischen Soldaten in höhnisches Lachen aus.

Lord Roberts hatte erwartet, hier in der Goldstadt, die sehr unter dem Einfluß der Engländer stand, jubelnd empfangen zu werden, und wütend ritt er sofort quer durch die Stadt, um in der Vorstadt Quartier zu nehmen. Ihm folgten seine Truppen.

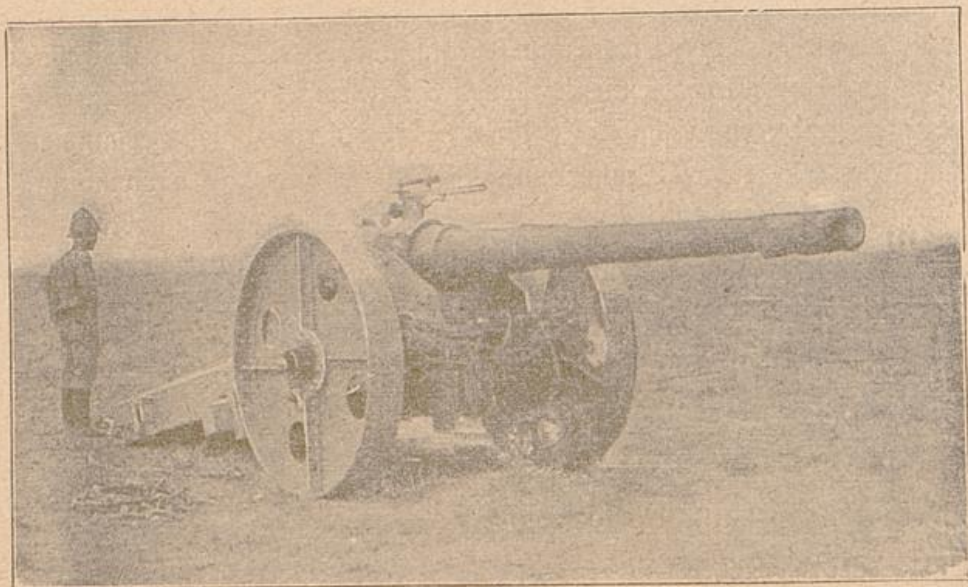
Das war also die englische Armee, diese Leute, die müde und stumpfsinnig in miserabel ausgerichteten Sektionen kaum im Tritt vorbeikrochen, mit „den Knien nach der Heimat“, wie der preußische Unteroffizier zu sagen pflegt.

Da war weder Schneid noch Disziplin drin, diese abgehehten,

übermüdeten Tommies mit schlechter Montierung konnten eher Mitleid erregen, als imponieren.

Imponieren konnte uns höchstens die Menge der durchziehenden Truppen. Was hatte England nicht alles auf die Beine gebracht!

Hinter den schottischen Regimentern mit ihren kurzen Khakiröckchen, Wadenstrümpfen und quiekenden Dudelsackpfeiferbanden, indische Truppen mit schwerfälligen, zweirädrigen buntbemalten Bagagewagen, neben denen exotische Gestalten mit gelben Gesichtern und buntem Turban einherschritten. Und dann kam die Artillerie. Schwere Schiffsgeschütze auf breiten, eisernen Rädern,



Englisches Mazingeschütz.

gezogen von einer nichtendenvollenden Reihe von Ochsenpaaren, auf die schreiend und kreischend Rassen mit langen Bambuspeitschen einhieben.

Von Vormittag 11 Uhr bis zum späten Abend dauerte der Durchmarsch der Truppen.

Einen scherzhaften Zwischenfall bei der Einnahme, der so recht den unglaublichen Dünkel der stolzen Söhne Albions zeigt, möchte ich nicht unerwähnt lassen.

Nachdem in der Stadt vor dem Regierungsgebäude die

englische Flagge gehißt war, die von der Frau eines in Johannesburg anässigen englischen Arztes Lord Roberts überreicht wurde, sprengte ein Major mit einer Abteilung Husaren zum Fort, um auch hier sofort die Union Jack im Winde flattern zu lassen. Es würde ihm wohl auch dort eine Flagge überreicht werden. Aber nirgends fand sich ein Flaggentuch und in größter Verlegenheit wandte sich der arme Major nach



den Häusern dem Fort gegenüber und bat um eine Flagge. Schmönzelnb bot ihm in dem ersten der Häuser der alte de Beer, der früher Transvaalbeamter gewesen war, die Bierkleur an, an der zweiten Thür wurde ihm von dem dort wohnenden deutschen Lehrer eine schwarz-weiß-rote Fahne gezeigt und erst nach langem Suchen fand er in einem ganz entlegenen Hause eine Union Jack in Größe einer Serviette.

Ausweisungen und Verhaftungen.

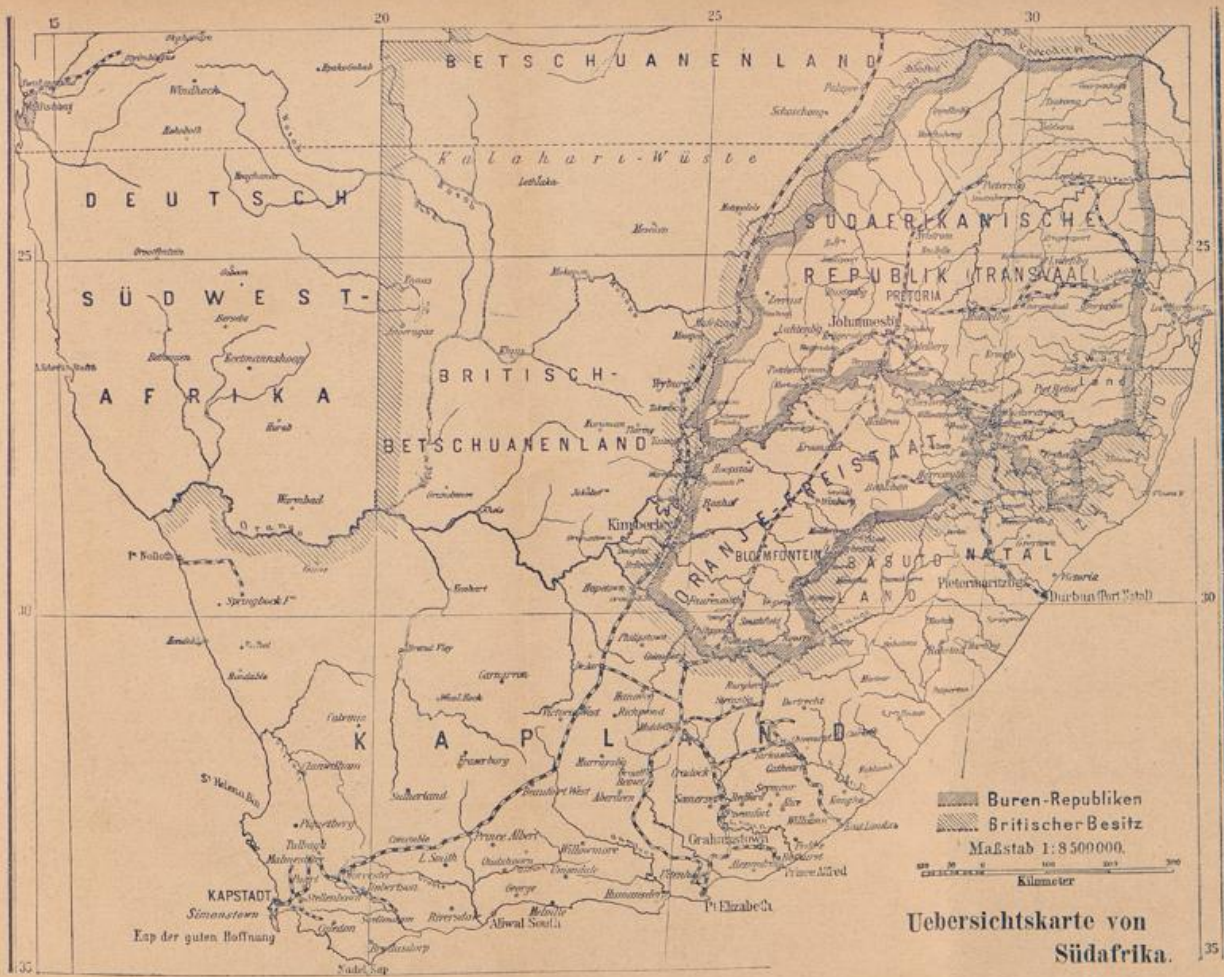
Bald machte sich die Herrschaft der Engländer recht unangenehm bemerkbar. Lord Roberts erließ eine Proklamation nach der andern. Die neue Zeitung „Johannesburg-Gazette“ bestand überhaupt nur aus Proklamationen aller Art. Die erste, die sofort nach dem Einzug der Truppen erschien, versprach allen Bürgern, die an der Politik, die den Krieg veranlaßte, keinen besonderen Teil genommen haben und gewillt sind, ihre Waffen sofort niederzulegen sowie den Neutralitätseid zu leisten, daß sie nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden; es soll ihnen erlaubt sein, nach Ableistung dieses Eides zu ihren Wohnsitzen zurückzukehren, für ihr Privateigentum wird gebürgt, soweit es sich mit der Kriegsführung vereinigen läßt.

Darauf gaben alle in der Stadt Waffen und Munition ab und auch ich mußte meinen schönen Mauser dem englischen Offizier übergeben, nachdem ich sorgfältig vorher den Verschlusskopf aus dem Schloß herausgenommen hatte.

Auf Bitten meiner Bekannten blieb ich noch einige Tage in den Eckstein Buildings und ließ die englischen Posten, die wir sofort bekommen hatten, aufziehen. Ich trug nun nicht mehr meinen Burenhut aus der Front, sondern einen sehr unschuldig aussehenden Strohhut, nun und über meinen verbundenen Arm dachten die Tommies nicht weiter nach.

Nachdem ich meine klingenden Goldpfunde eingestrichen hatte, begab ich mich zu meinem Freund Herrn v. C., mit dem ich schon auf dem Dampfer „Koenig“ zusammen von Hamburg weggefahren war. Jetzt war Herr v. C. Verwalter der Pioneer Gold-Mine nahe bei Johannesburg, bewohnte das niedliche Direktorhaus und konnte mir dort ein Zimmer geben, wo ich mich pflegen und vor den Engländern verstecken konnte.

Hier habe ich die schwerste Zeit meines Lebens durchgemacht und habe es nur der aufopfernden Pflege des Herrn v. C., der wie ein Bruder sich meiner annahm, und der sorgsamsten Behandlung des Herrn Dr. Graf, zu verdanken, daß ich nicht an meiner Wunde zu Grunde ging.



Au dieser Stelle möchte ich den Deutschen in Johannesburg ein dankbares Wort widmen.

Wie viele junge Leute waren herübergekommen, um sich an dem Kriege zu beteiligen, wie viele kamen schon im Anfange des Krieges aus der Front nach den Minen, um Anstellung zu finden. Stets kamen die Deutschen in Johannesburg diesen Landsleuten liebenswürdig und hilfsbereit entgegen, obwohl sie leider manche schlechte Erfahrungen machen mußten und oft sich mit schönem Undank belohnt sahen. Und später, als die Engländer in die Stadt kamen und sie selbst mit banger Sorge der Zukunft entgegenblickten, selbst dann sorgten sie mit großer Freundlichkeit für uns Verwundete und Kranke und schonten keine Mühe und Ausgaben.

Mit unermüdlichem Eifer sah man den deutschen Pastor Graßmann auf seinem Rad zu den Gliedern seiner Gemeinde fahren, überall mit Rat und That helfend, überall tröstend. Wie viele, die jetzt glücklich in der Heimat sind mit Weib und Kind, denken dankbar an den deutschen Konsulatssekretär Keller. Er that für seine Landsleute nicht nur, was seine Pflicht als Beamter war, in seiner Menschenfreundlichkeit und Herzengüte half er, wo er nur helfen konnte, und scheute dabei keine Mühe und Arbeit.

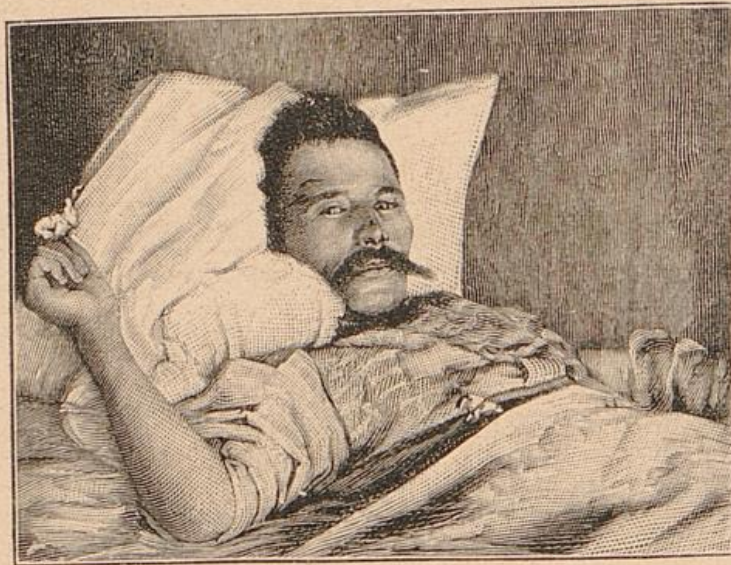
Und doch konnte nicht verhindert werden, daß die Engländer willkürlich Leute, die ihnen im Wege oder lästig waren, verhafteten, um sie entweder über die Grenze zu schaffen oder zu bestrafen.

Von Tag zu Tag nahmen die Verhaftungen und Ausweisungen zu. Immer leerer wurde die Stadt, immer seltener begegnete man einem bekannten Gesicht. Man fragte sich nicht mehr, wenn man sich auf der Straße traf: „Wie geht es Ihnen“, sondern man sagte erstaunt: „Manu, sind Sie noch nicht arretiert?“

Die Leute wurden nachts aus den Betten geholt, einige Tage im Fort eingesperrt und dann ohne Gepäck so, wie sie sich in aller Eile angezogen hatten, mit der Bahn nach einem Hafentort gebracht, um später mit irgend einem Transportdampfer nach Europa geschafft zu werden.

In Johannesburg war ein deutscher Gastwirt, mit Namen Schwaff, überall beliebt wegen seiner guten deutschen Küche und seiner billigen Preise. Schon im Anfange des Krieges wurden bei ihm von der Regierung die deutschen Kämpfer einquartiert, die zur Erholung von der Front in Johannesburg auf Urlaub waren.

Er bekam dafür monatlich eine gewisse Abfindungssumme. Dieser gemütliche, allgemein beliebte Hamburger, war den Engländern ein Dorn im Auge, der mußte weggeschafft werden. Aber Freund Schwaff war auf seiner Hut. Als Roberts den



Buren-Kommandant Scheepers, von den Engländern gefangen und, als Kranker im Bette liegend, erschossen. Bitten und flehen, als er wollte, er bekam keinen Tropfen außer der Zeit.

Aber dieses Gesetz hatte noch eine Einschränkung. Es hieß nämlich: Spirituosen dürfen an Civilisten verabfolgt werden, wenn ein im Lokal anwesender englischer Offizier ein Permit, einen Erlaubnisschein mit seiner Namensunterschrift, giebt.

Nun saßen eines Tages einige durstige Deutsche im Lokal und wollten einen Frühshoppen machen. Schwaff entschloß sich endlich, einen Offizier von den Schotten, der am Nebentisch saß, um ein Permit zu bitten. Bereitwillig gab der Leutnant den Erlaubnisschein, und der Frühshoppen konnte nun beginnen.

Befehl
erließ,
keine
Spirituosen aus-
zuschän-
ken, außer
bei den
Mahlzei-
ten, da
konnte der
vorzüg-
lichst ein-
geführte
Stamm-
gast so viel
bitten und

Einige Tage später erschien vor dem erschrockenem Gastwirt ein englischer Korporal mit einigen Tommies mit aufgepflanztem Seitengewehr, schließen ihm die Hände in Eisen und führen ihn nach dem Fort ab. Verzweifelt läuft Frau Schwaff nach dem Gouvernementsgebäude. Es mußte ja ein Irrtum sein, ihr Mann mußte ja bald wieder freigelassen werden.

Sie zeigt dem Offizier den Schein des englischen Leutnants und es wird ihr geantwortet: Derartige Zettel könne jeder anfertigen. Sie sollte doch den Leutnant, der das geschrieben habe, als Zeugen bringen. Der Leutnant war mit seinem Regiment längst auf und davon, lag vielleicht schon tot zwischen den Steinen.



Szene vom Kampfsplatz. (Photogr. Aufnahme.)

Alles Reden und Lamentieren half nichts. Schwaff wurde zu schwerer Arbeit verurteilt und mußte mit anderen Unglücklichen bei dem Bahnbau Sand und Steine karren.

Wer eben beseitigt werden sollte, der wurde beseitigt. Ein Grund ließ sich immer finden. Wie oft sah man auf der Straße von Soldaten eskortierte Zivilisten nach dem Fort gehen. Es fiel schon garnicht mehr besonders auf.

Ähnlich wie in Pretoria, wo der Deutsche Cordua zum Opfer fiel, wollte man auch hier in Johannesburg einem Komplott auf die Spur gekommen sein. Das Präsident-Kaffee wurde abends umzingelt und alle Gäste arretiert.

S*

Kriegsgefangen in Johannesburg.

Natürlich konnte ich, dem man es sofort nachweisen konnte, daß ich gesohnten hatte, auch nicht lange in goldener Freiheit leben.

Eines schönen Tages erschien ein Offizier mit einigen bewaffneten Kriegsknechten in unserer Wohnung und verlangten, den Deutschen zu sehen, der in der Front war. Sie wurden an mein Bett geführt und überzeugten sich, daß ich transportunfähig wäre, benahmen sich dabei sehr anständig und verließen mit dem Befehl die Wohnung, daß ich mich sofort bei dem Kapitän meines Distriktes als Kriegsgefangener zu melden hätte, sowie ich transportfähig wäre.

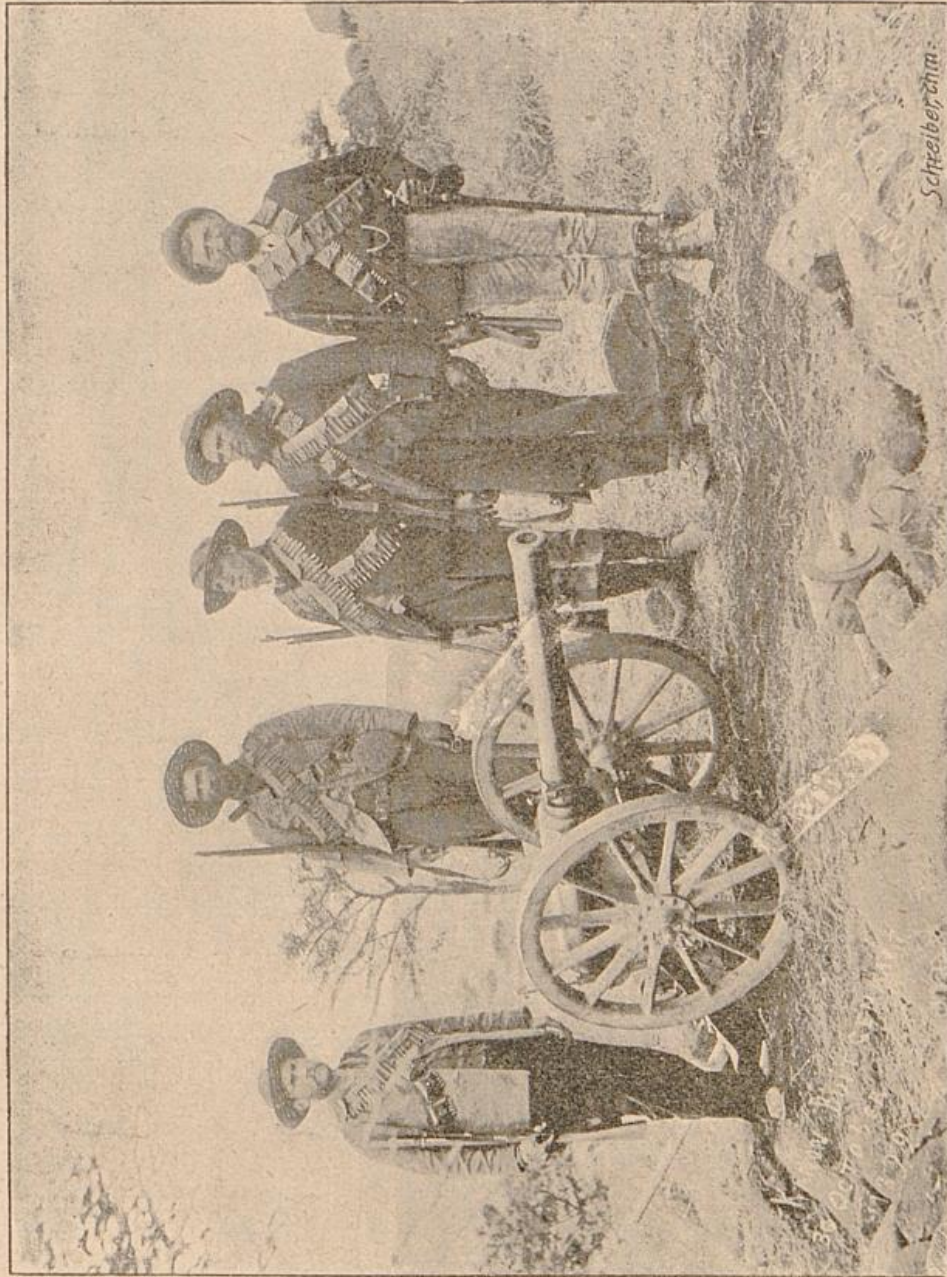
Der Monat Juni verging unter Hängen und Bangen und unsäglichen Schmerzen, zwei Mal war es schon beinahe vorbei mit diesem Erdenleben, aber meine gute Natur half darüber weg, und als zwei Operationen von Dr. Graf und zwei anderen deutschen Ärzten gemacht waren, kam endlich die erhoffte Besserung, sodaß ich Anfang Juli in das Haus meines früheren Direktors, des Herrn Bergassessor F., gebracht werden konnte, dem ich schon so viel zu verdanken hatte und der mich auch jetzt wieder mit großer Liebenswürdigkeit bei sich aufnahm, obwohl ein nach Fodiform riechender, hilfloser Schwerverwundeter in einem Privathause nicht gerade zur Gemütlichkeit beiträgt.

Ich hatte nun das Vergnügen, jeden Tag von einem englischen Offizier besucht zu werden, der sich liebevoll erkundigte, ob ich noch vorhanden wäre. Später, wie ich ausgehen konnte, mußte ich mich täglich bei dem Distriktskapitän melden.

In diesen Wochen hörte man täglich Kanonendonner oder wenigstens Kleingewehrfeuer. Täglich wurden die englischen Vorposten von herumziehenden Burenkommandos beunruhigt, obwohl in Johannesburg, in Pretoria und zwischen diesen Städten, in Glandsfontein und Irene, große englische Garnisonen waren.

Wenn man dann einen Offizier fragte, was das Schießen zu bedeuten hätte, wurde stets geantwortet: „Das ist nicht Schießen, in der Nähe der Stadt werden Wege gebaut und da wird gesprengt.“

Und eines schönen Tages wurde von den Buren ein großer Teil der englischen Offizierspferde, die von den Burschen in der Stadt bewegt wurden, vor den Augen der Vorposten weggeholt.



Schreiberheim:

Buren mit erbeuteter Kanone.

Die Spione von Dewet waren oft in unmittelbarer Nähe der Stadt, ohne von den englischen Vorposten bemerkt zu werden. Ueberall hatte der Feind enorme Verluste, das sahen wir

erst hier deutlich. Täglich kamen Züge mit Verwundeten in die Stadt. Und diese armen Leute wurden in den Hospitälern schändlich vernachlässigt.

Die Erkrankungen der englischen Soldaten mehrten sich in erschreckender Weise. Ueberall waren schon Schulen, Kirchen und Hotels zu Hospitälern umgewandelt, und außerdem erhob sich auf dem Sportplatz hinter der Park Station ein Lazarettzelt neben dem andern.

Da Dewet im Freistaat schon verschiedene Züge weggenommen hatte, die mit Lebensmitteln für Johannesburg beladen waren, so stieg der Preis der Nahrungsmittel in der Stadt beinahe ins Unererschwingliche.

Für einen Sack Kartoffeln wurde damals 40—70 Mark bezahlt. Ein Sack Mehl, 160 Pfund enthaltend, kostete 140 Mark. Butter und Petroleum, ebenso Talglichte gab es überhaupt nicht mehr. Wer in seinem Hause nicht elektrisches Licht hatte, mußte mit den Hühnern zusammen ins Bett gehen. Eine Schachtel Streichhölzer mußte man mit 50 Pfg. bezahlen und man lernte infolgedessen, sich die Tabakspfeife mit großem Geschick mit dem Brennglas anzuzünden.

Ich wohnte während dieser Zeit in einem eleganten Hause, das dem Bruder des kürzlich verstorbenen Cecil Rhodes gehörte, auf das Freundlichste aufgenommen von meinem früheren Direktor und seiner Frau, und lebte wie ein Gott in Frankreich.

Aber leider wollte meine verwundete Schulter immer noch nicht heilen, schwer und vollkommen unbeweglich lag der rechte Arm in der Binde.

Der deutsche Arzt, Herr Dr. Graf, der mich immer noch mit größter Freundlichkeit pflegte und täglich verband, sagte mir endlich, daß ich den Arm verlieren würde, wenn nicht ein geschickter chirurgischer Eingriff gemacht würde. Das konnte aber nur in Deutschland geschehen.

Wie aber hier aus der Kriegsgefangenschaft herauskommen.

Täglich zwar wurden Kriegsgefangene nach Kapstadt geschickt, aber nur um mit dem nächsten Transportdampfer nach Ceylon oder St. Helena deportiert zu werden. Kam ich aber dahin, wo tüchtige ärztliche Hilfe ganz fehlte, so war ich, mindestens aber mein Arm geliefert.

Fahrt von Johannesburg nach Kapstadt.

Aus dieser Not befreite mich der Konsulatssekretär, Herr Keller, der sich schon vorher meiner und der anderen verwundeten und kriegsgefangenen Deutschen auf das Freundlichste angenommen hatte.

Zwar konnte er auf offiziellem Wege mir nicht helfen. Ich hatte gefochten, die Neutralität verletzt und stand nicht mehr unter dem Schutze des Deutschen Konsulats. Aber er war natürlich bei allen englischen Militärbehörden bekannt und konnte durch seinen persönlichen Einfluß mir nützlich sein.

Ich war für immer unfähig gemacht, ein Gewehr abzuschließen oder einen Säbel zu schwingen, das sahen die englischen Offiziere wohl ein, und da Herr Keller und andere angesehenere deutsche Herren für mich sprachen, willigten sie endlich ein, mich



(Siehe Seite 131).

mit einem Schub Ausgewiesener zunächst nach Kapstadt und von dort nach Blijssingen in Holland zu schaffen.

Die Herren hatten erwartet, ich würde bei dieser unerwarteten Freudenbotschaft in lauten Jubel ausbrechen. Aber das war für ein empfindendes Herz fast zu viel des Guten. In einigen Wochen sollte ich schon in der Heimat sein bei allen denen, die mir lieb und teuer waren, ich sollte durch deutsche ärztliche Kunst meinen Arm behalten, vielleicht wieder ein gesunder, kräftiger Mensch werden. Ich konnte diesen edlen Helfern aus der Not nur immer wieder die Hand drücken mit stummem Dank.

In 4 Tagen sollte der nächste Zug nach Kapstadt gehen. Zu packen hatte ich allerdings herzlich wenig. Aber allen den Freunden und Bekannten, die mir in den bedrängten Zeiten doppelt nahe standen, mußte Lebewohl gesagt werden.

Es war doch ein wehmütiges Abschiednehmen. Hier, wo man gehofft hatte, sich eine feste Existenz zu gründen, hier mußte man scheiden als armer, zerschossener Krüppel, ohne einen blanken Heller in der Tasche.

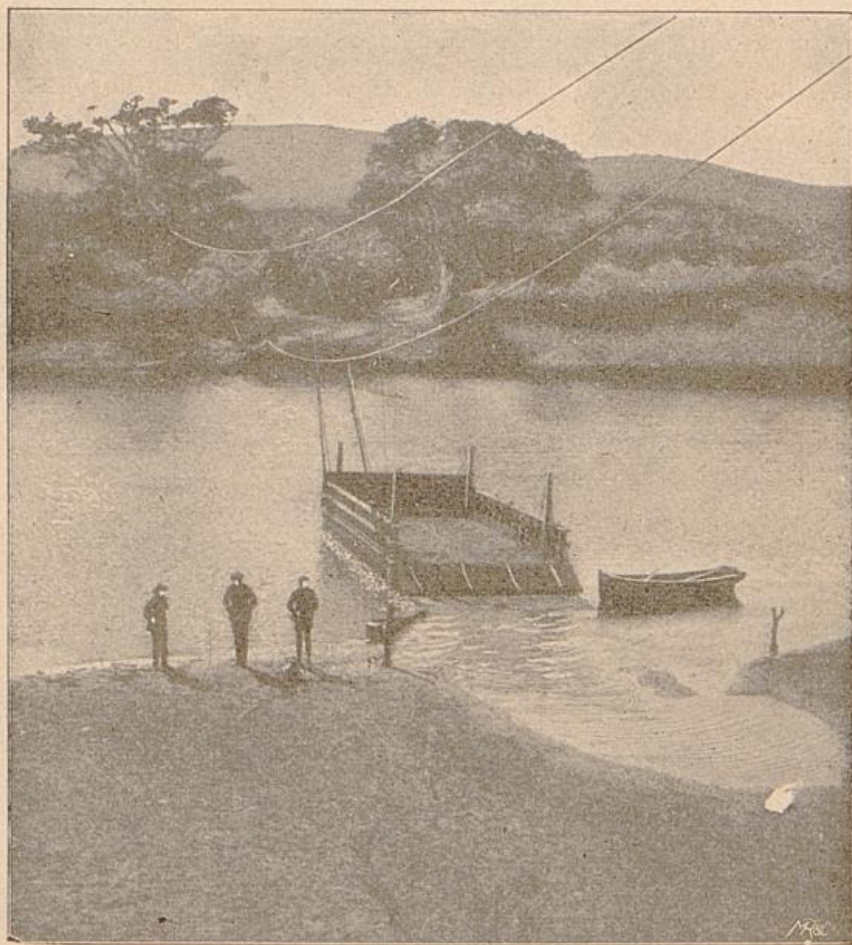
Mit mir zusammen verließ auch mein Freund, v. C., mit dem ich auf dem „Koenig“ herausgekommen war, Johannesburg. Seine Stellung hatte er aufgeben müssen, und da wenig Hoffnung war, eine neue zu bekommen, so zog er es vor, nach Deutschland zurückzukehren. Mir war es eine große Freude, einen so guten Reiskameraden zu haben, der, hilfsbereit wie immer, sich sofort bereit erklärte, mich unterwegs zu verbinden. Denn die Schulterwunde war noch offen und mußte sorgsam behandelt werden.

Aber unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Die Abfahrt unseres Zuges wurde von Tag zu Tag verschoben, denn immer wieder trafen neue Nachrichten ein, daß Dewet die Eisenbahnlinie südlich von Johannesburg zerstört habe. Es schien, als ob wir niemals mehr aus dieser Mausefalle herauskommen würden.

Endlich schien im Freistaat alles wieder klar zu sein, endlich kam der Tag der Abfahrt.

Wie bei unserem Ausmarsch zur Front war heute der Bahnhof mit Menschen überfüllt. Wieder hatten sich alle Bekannten eingefunden, um uns Scheidenden das Geleit zu geben. Und uns war mehr traurig wie freudig zu Mute. Wenn es auch in die Heimat ging, wir fuhren nicht mit dem stolzen Bewußtsein, unser Ziel erreicht zu haben.

Ein Pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung. Noch ein letzter



Fähre auf dem unteren Tugelaflusse.

Händedruck, ein letztes Tücherschwenken, und bald war der Bahnhof unseren Blicken entschwunden.

Wir waren in offenen Kohlenwagen untergebracht, zusammen mit polnischen Juden, schmutzigen Portugiesen und anderen angenehmen Festgenossen.

Wenn das bis Kapstadt so weiterging, konnte die Reise ja lieblich werden. In Glandsfontein, dem Kreuzungspunkt zwischen Johannesburg und Pretoria, hielt der Zug einige Stunden. Wieder waren Nachrichten vom Zerstören der Eisenbahnlinie durch die Buren gekommen. Wenn das in dem Tempo fortging, würden wir wohl 14 Tage gebrauchen, um nach Kapstadt zu kommen.

Der Aufenthalt in den offenen Wagen mit den vielen Menschen zusammen, die nach allem andern rochen, als nach den Rosengärten bei Schiras, wurde bei der sengenden Sonne unerträglich. Vielleicht gelang es uns, einen besseren Platz zu bekommen. Aber das mußte äußerst diplomatisch angefangen werden. —

Herr v. C. ging zu dem den Stationsvorsteher vorstellenden englischen Major hin und stellte ihm vor, daß man einen verwundeten preussischen Offizier mit Arabern und Arabern in einem Kohlenwagen untergebracht hätte. Er, als Arzt, der den Offizier begleitete, sehe vorher, daß jener die Fahrt nicht werde überstehen können.

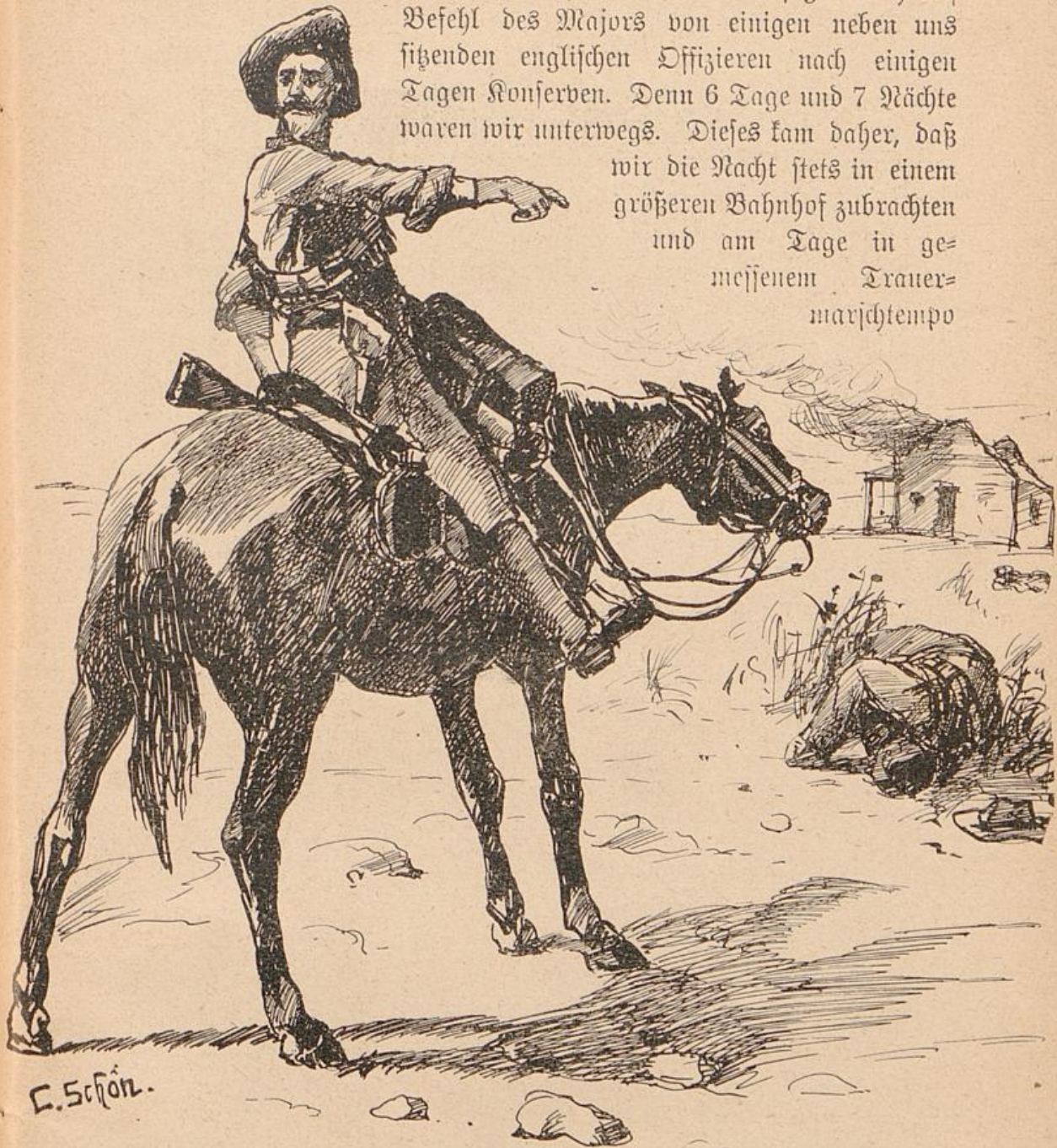
Der Major kam nun an unseren Wagen und verlangte, meinen Paß zu sehen, und als er mir sagte, daß auf dem Paß nicht stehe, daß ich Offizier wäre, antwortete ich ihm sehr einleuchtend: Unser deutscher Kaiser hätte seinen Offizieren verboten, sich an diesem Kriege zu beteiligen, ich hätte es daher überall verschwiegen, daß ich in der deutschen Armee Offizier gewesen wäre.

Das begriff auch der Major und mit anerkennenswerter Lebenswürdigkeit führte er meinen Freund und mich zu einem Wagenabteil 1. Klasse und ließ durch einige Soldaten unser Gepäck dorthin bringen. Wir waren ihm sehr



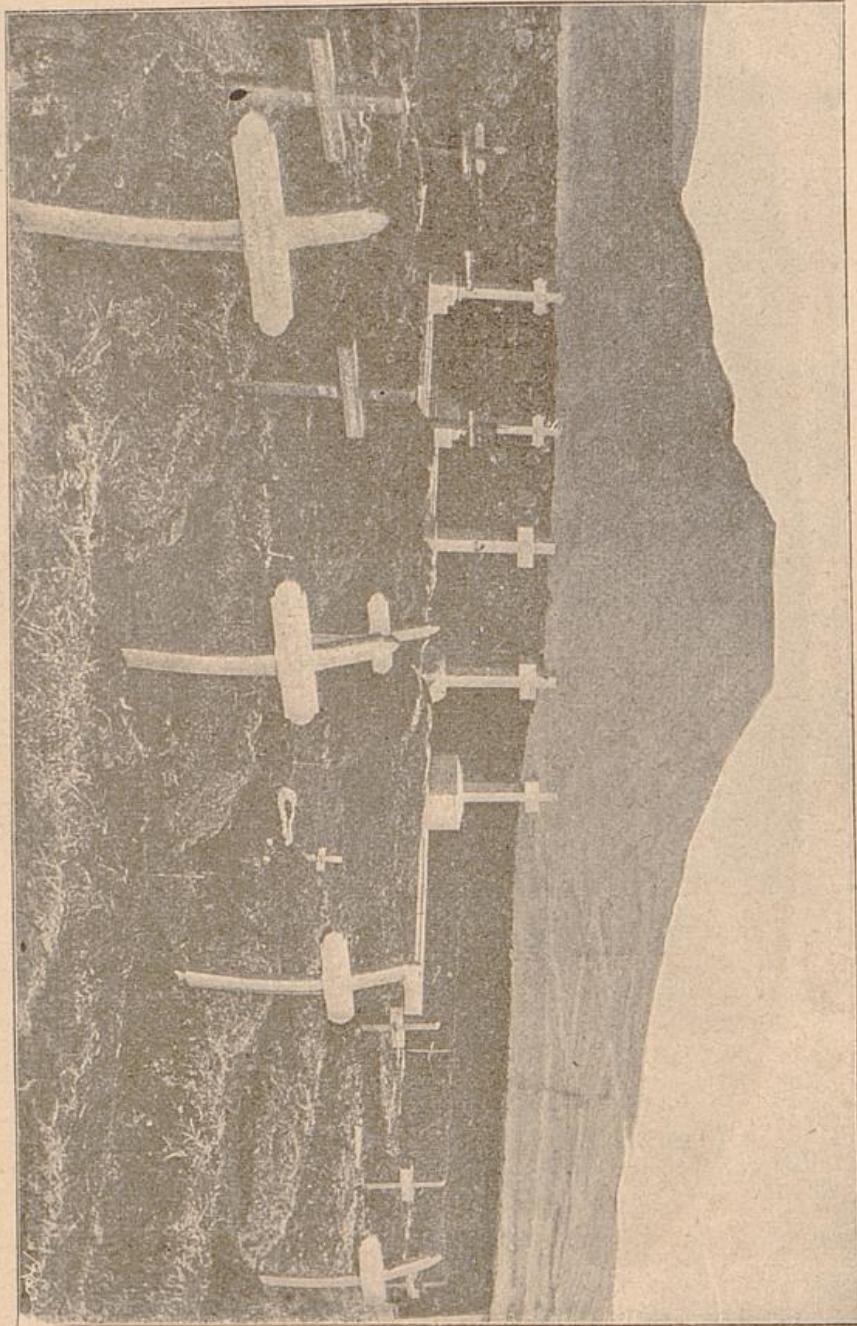
Eine in meinem Zelte erlegte Cobra.
(Nach einer Photographie).

dankebar. Hier hatten wir ein ganzes Abteil für uns, konnten es uns nach Belieben gemütlich machen und bekamen sogar noch auf Befehl des Majors von einigen neben uns sitzenden englischen Offizieren nach einigen Tagen Konserven. Denn 6 Tage und 7 Nächte waren wir unterwegs. Dieses kam daher, daß wir die Nacht stets in einem größeren Bahnhof zubrachten und am Tage in gemessenem Trauermarschtempo



fahren. „Eisenbahninspektor“ Dewet war in der Nähe und da hieß es Vorsicht. Wir fuhren dieselbe Strecke zunächst, die ich vor einigen Monaten zur Front gefahren war.

Aber wie verändert war das Bild. Ueberall an der Strecke Blockhäuser, aufgestapelte Kisten mit Vorräten und Munition und Rhakis, wohin das Auge blickte.



Nach der Schlacht. Im Hintergrunde der Majinda-Berg. (Photog. Aufnahme).

Bei Kronstad war eine große Garnison, trotzdem war nur eine Viertelstunde südlicher, vor noch nicht kurzer Zeit die Bahn

zerstört worden. Die von dem Dynamit krumm gebogenen Schienen lagen noch neben dem Bahnkörper.

Dann kamen wir über Smaldeel, wo kurz vorher heftig gefochten worden war, nach Brandfort. Hier hatte ich damals Wochen lang gelegen, hier kannte ich beinahe jeden Strauch und Baum. Dort lag der alte Kirchhof, wo wir zuerst unter Kommandant Bignant kampiert hatten, jetzt standen dort die Zelte eines Hauptquartiers.

Hier nahe an der Bahn lag die Farm, die mit ihren weißen Häusern so freundlich aussah und in deren Garten wir von dem großen breitästigen Feigenbaum manche süße Frucht genascht



hatten. Jetzt waren die Gebäude ausgebrannt und die rauchgeschwärzten Steinmauern ragten schauerlich gen Himmel.

Ja, Brandfort hatte sich verändert und nicht zu seinem Vorteil. Hier war im vergangenen Mai auch heftig gefochten worden. Die zurückweichenden Truppen des General Delarey hatten hier dem hastig nachrückenden Feind manche Schlappe beigebracht.

Bevor wir in Bloemfontein einfuhren, sahen wir wie Dewet noch vor kurzem hier gehaust hatte.

An 2 Stellen lagen Trümmer von Eisenbahnwagen neben dem Bahnkörper, noch rauchend, und die Steppe war weithin mit Konservenbüchsen, zerbrochenen Kisten und anderem Gut bedeckt.

In Bloemfontein blieben wir wieder über Nacht und am

nächsten Tage fuhren wir auf einer provisorischen Holzbrücke über den Dranje-River. Die große Eisenbahnbrücke war von den Buren gesprengt worden.

In der Kap-Kolonie ging die Fahrt bedeutend schneller, hier hatten die Engländer nicht mehr Dewet zu fürchten. Wir kamen an großen Reconvaleszentenlagern vorbei, die mit ihren weißen Zelten sehr sauber und nett aussahen. Es war ein Vergnügen, hier durch die Kapkolonie zu fahren. Nach den öden Steppen des Freistaates, wo man nichts wie Gras, Koppjes, totes Vieh und Ahakis sah, die blühenden Ortschaften, die mit



ihren weißen Gebäuden mit roten Dächern an unsere Dörfer erinnerten, und die fruchtbaren, gut bebauten Felder.

Und als wir eines Abends in Kapstadt ankamen, da wurde es uns beinahe schwer, uns von dem bequemen Koupee zu trennen.

Wir Kriegsgefangenen wurden sofort von einigen Tommies mit aufgepflanztem Seitengewehr empfangen und durch die heute von Menschen wimmelnden Straßen nach dem Fort geführt zum Gaudium des Straßenpublikums.

Vier Tage im Fort von Kapstadt.

Heute war großer Zapfenstreich und Illumination zu Ehren des General Baden Povel, des Verteidigers von Maseking, der Kommandant von Kapstadt geworden war.

Im Fort fanden wir schon eine ganze Menge Leidensgefährten vor, die meistens nach Ceylon deportiert werden sollten.

Jeder von uns bekam einen blechernen Eßnapf mit Löffel und eine wollene Schlafdecke, die schon durch viele Hände gegangen zu sein schien.

Nachdem wir noch einmal von einem Offizier einzeln aufgerufen waren, wurden wir in Kasematten geführt, um uns in dem spärlich erhellten Raume ein Plätzchen für die Nacht zu suchen.

Während die hier schon länger Einquartierten die haarsträubendsten Räubergeschichten erzählten, um uns Neuankömmlingen unseren Aufenthalt noch graulicher zu machen, schlief ich, obwohl mich meine Wunde auf dem harten Lager recht schmerzte, faust und selig ein.

Am nächsten Morgen weckten mich schon in aller Frühe Hornsignale. Ich brauchte erst einige Zeit, um mich in meinem Quartier zurecht zu finden. Aber lange konnte ich nicht über meine Lage nachdenken, denn ein Offizier forderte uns mit wenig einschmeichelnden Worten auf, uns herauszuseeren zum Waschen.

Im Hof waren lange Tröge aufgestellt, an denen meine Kameraden prustend und niesend standen und Toilette machten. Nach dem Waschen trocknete man sich mit dem dünnen Rock ab und wurde davon wieder schmutzig.

Dann wurde in zwei Gliedern angetreten mit dem Eßnapf in der rechten Faust, und zwei Soldaten, die eine große Wanne mit Maismehlpapp trugen, gingen vom rechten Flügel langsam die Front entlang, während ein dritter mit einer Kelle jedem von uns seine Portion in den Eßnapf klatschte. Das Frühstück war einfach, aber geschmacklos und wir durften es ungezwungen auf dem Hofe gelagert einnehmen.

Der Vormittag wurde mit Rauchen hingebracht. Sehr neugierig war ich auf das Menu am Mittag. Es übertraf meine kühnsten Erwartungen.

Nachdem wir angetreten waren, wurde „rechts um“, ohne Tritt Marsch kommandiert, wenigstens so übersetzte ich mir das Anschreien des Herrn Leutnant, und dann ging es in langem Zug zur Küche, wo wir unsere Portion bekamen, zunächst etwas Flüssiges, das hier Fleischbrühe genannt wurde, da hinein 4 ungeschälte, nur halb gar gekochte Kartoffeln und in Salzwasser gekochten afrikanischen Kürbis.

Da ich einer der ersten war, empfing ich alle diese lukulischen Genüsse glühend heiß, sodaß ich kaum meinen Schnapf halten konnte. Mein Hintermann rief mir, während ich meinen Napf in den Händen herumbalancierte, sorgsam zu: „Mensch, schmeiß nich det scheene Eßen weg, es wäre doch schade um die gute Gottesgabe, thue man nich so vornehm, als ob du früher besser gegessen hättest.“ Ich wartete nur noch, daß einer sagen würde: „In Blöhensee war's doch besser, da waren doch wenigstens die Kartoffeln besser durch.“ Denn mancher meiner Herren Genossen sah aus, als ob er früher in Deutschland nicht immer in goldener Freiheit gelebt habe.

Aber eine angenehme Ueberraschung hatte ich heute doch noch. Ich wurde mit einigen anderen besseren Vertretern zum Kommandanten gerufen, der uns mitteilte, daß unser Dampfer in drei Tagen abgehen würde. Wir sollten die anderen nach Möglichkeit zu beeinflussen versuchen, damit Ruhe und Ordnung in den Kasematten bliebe.

Außerdem wurde uns erlaubt, mit 2 Offizieren bis zum Abend in die Stadt zu gehen, um Einkäufe für die Seefahrt zu machen.

Ein par Pfund hatten wir noch zusammen und der erste Weg war natürlich in ein Restaurant, wo wir bald bei gutem Roastbeef und einer Flasche Kapwein alles Ungemach dieses Erdenlebens vergaßen.

Die Stadt mit ihren breiten Straßen, imposanten Gebäuden und wunderschönen Anlagen machte einen prächtigen Eindruck auf uns, besonders aber der botanische Garten mit den herrlichen Tropengewächsen und uralten Bäumen.



Jungen-Artilleristen.

Hier mußte es sich gut leben. Doch ein eigentümliches beengendes Gefühl war es für uns, in dieser eleganten Stadt in unseren schäbigen, schmutzigen Kleidern einherzugehen.

Die beiden Offiziere waren aufmerksame, liebenswürdige Führer, die keinen Tropfen Wein annahmen, uns sogar fortwährend Zigarretten anboten.

Der Glanzpunkt des Tages war eine Flasche deutschen Exportbieres, die wir in einem deutschen Hotel tranken, auf gute Heimkehr, Heil und Sieg anstoßend. Es blieb jedem überlassen, welche Partei er siegen lassen wolle.

Tief in der Nacht kehrten wir nach dem Fort zurück und beinahe konnten wir singen:

„War fürwahr ein schönes Fest,
Wieder einmal voll geweest!“

Auf einem englischen Transportdampfer nach Blissingen.

Der nächste Morgen war nach diesem wunderschönen Tage doppelt schlimm. Wenn zu allem diesem Jammer und Graus noch ein Kater dazukommt, dann hat man wohl berechtigten Grund, die Nase hängen zu lassen. Aber auch dieser furchtbare Morgen schwand und die darauf folgenden Tage und dann mußten wir wieder einmal im Hof antreten, und ein dicker, jovialer Leutnant, seines Zeichens Londoner Advokat, rief die Namen derer auf, die mit dem nächsten Dampfer nach Blissingen fahren sollten.

Aber o Schrecken, zwei lange Reihen Aufgerufener standen schon da und noch immer kam mein Name nicht. Sollte man mich vergessen haben oder doch noch nach Ceylon schicken? Die Aufgerufenen waren alle frühere Angestellte der sogenannten Z A S M., der niederländischen Eisenbahn in Transvaal, die nicht mitgefochten hatten.

Endlich rief der Leutnant mit seiner fetten Stimme Mr. Baumgart, Hurrah! Mit Riesenschritten sprang ich auf die andere Seite und schloß mich den anderen Glücklichen an.

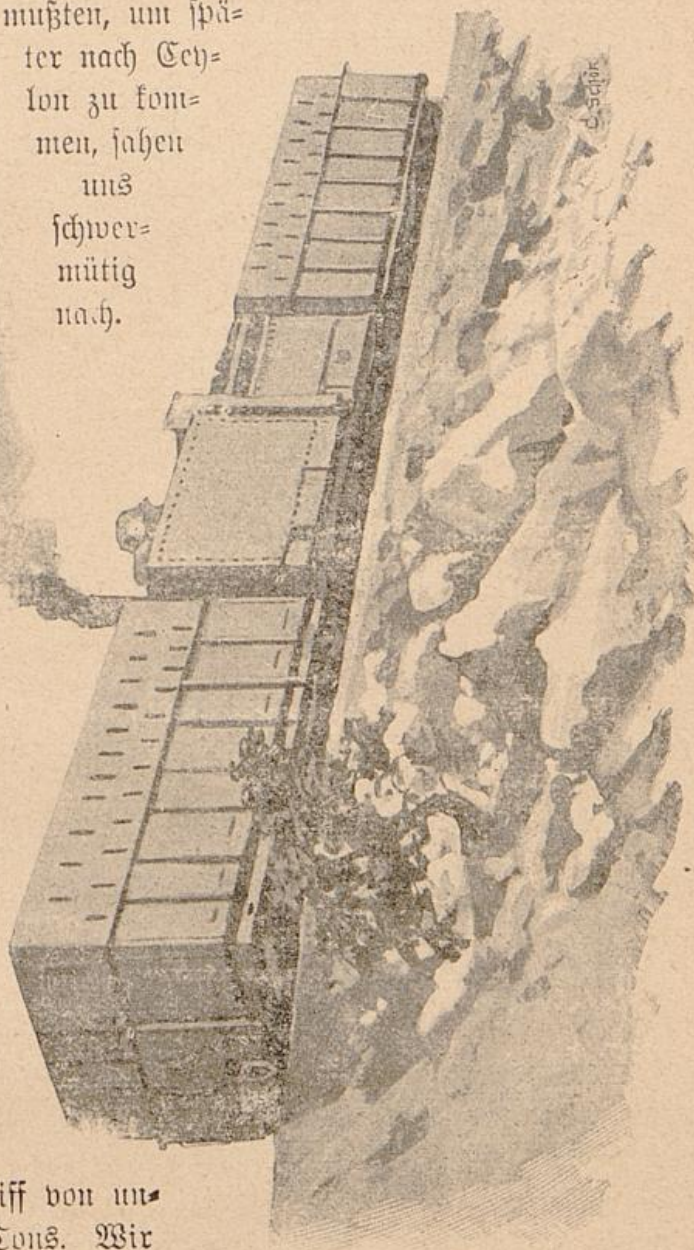
Nach einer Stunde, in der wir unser weniges Gepäck zusammengesucht hatten, setzte sich unsere Kolonne nach dem Hafen zu in Bewegung. Die Kameraden, die noch hier bleiben mußten, um später nach Ceylon zu kommen, sahen uns schwermütig nach.

Ja, ich konnte meinem Gott danken, daß noch alles so glücklich gekommen war.

Im Hafen wurden wir auf die „Arundel Castle“ verladen, ein Schiff von ungefähr 5000 Tons. Wir trafen hier, auf dem Hinterdeck zusammengetrieben, circa 300 ausgewiesene Männer, Frauen und Kinder.

Nun, die Reise konnte lieblich werden. Und sie wurde lieblich, sehr lieblich. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Mensch,

10*



Ein Panzerzug.

zumal wenn er verwundet ist, so viel aushalten kann. — Neben uns am Quai lag ein noch größeres englisches Hospitalschiff mit verwundeten und kranken Tommies. Nach einigen Stunden lichtete dieses die Anker und fuhr gen England.

Um uns kümmerte sich zunächst niemand, wir saßen und standen, wie die Bäcklinge in der Kiste zusammengepreßt, auf dem Deck und warteten der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich schrie ein Offizier etwas in die Menge und dann kam Leben in die Gesellschaft. Es sollte zunächst Volkszählung abgehalten werden.

Die eine Treppe zum Promenadendeck ging es hinauf, oben bei drei, vier Offizieren vorbei, die die Namen notierten und die andere Treppe wieder hinunter.

Dann wurde uns Platz angewiesen.

In der ersten und zweiten Klasse waren englische Offiziere und Fahrgäste, in der dritten englische Soldaten, die Frauen und Kinder wurden in Räumen neben der dritten Klasse untergebracht und uns Männern, 350 an der Zahl, wurde der Laderaum ganz unten im Schiff angewiesen. Ein großer, niedriger Raum, in den wir auf einer langen schmalen Hühnertreppe hinuntertrochen und aus dem uns eine dumpfige, schwüle Luft entgegen schlug, da er nur eine Lufenöffnung hatte.

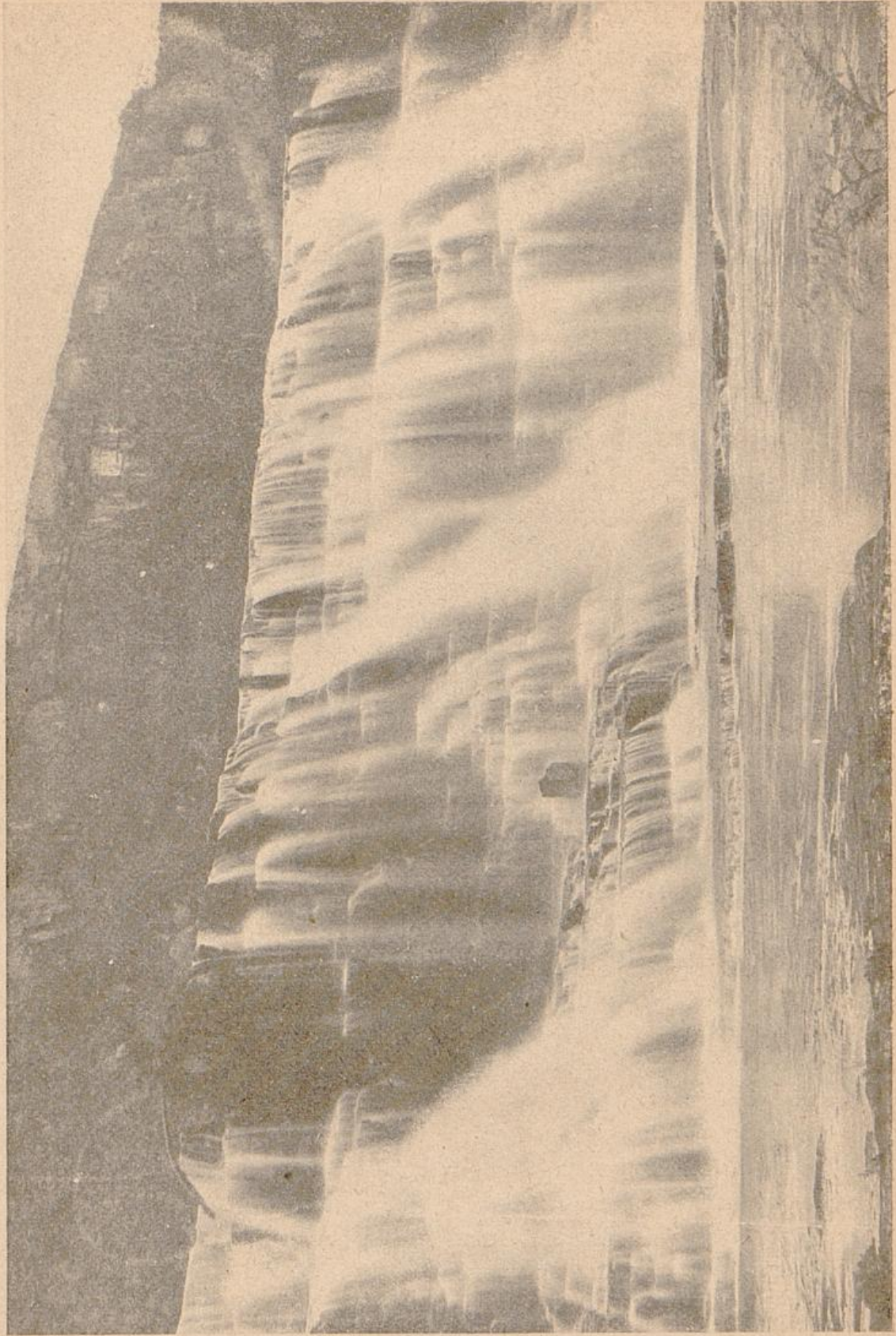
Unten waren rings an der Decke Hängematten angebracht, 8 in einer Reihe, und unter diesen waren aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgeschlagen, auf denen je 16 Blechnäpfe mit Löffel und Gabel und 16 blecherne Trinkbecher standen.

Ich hatte das Glück, mit Herrn v. C. und einigen anständigen Deutschen an einem Tisch zusammenzukommen, und wir belegten auch nebeneinander Hängematten.

Hier sollte man nun ca. einen Monat hausen. Das waren herrliche Aussichten.

Die Frauen und Kinder hatten aus rohem, ungehobeltem Holz dicht neben einander gezimmerte Bettstellen, die wie Säрге aussahen.

Die Verpflegung war dieselbe wie auf dem Fort, nur daß wir hier noch zu Mittag und abends um 7 Uhr ein heißes



Wasserfall in Transvaal, Südafrika.



Wasserfall in Transvaal, Südafrika.

Getränk in unsere Trinkbecher bekamen, das man für Thee oder Kaffee halten konnte.

Sonst hatten wir zum Trinken nur lauwarms, aus Seewasser filtriertes Trinkwasser, das durch etwas Zitronensäure genießbar gemacht wurde.

Untergebracht waren wir nun glücklich, aber weg kamen wir noch lange nicht. Noch zwei Tage lagen wir hier am Quai vor Anker, weil wir noch mehr Passagiere bekommen sollten. Wo diese dann untergebracht werden konnten, war uns völlig rätselhaft.

An Land durften wir nicht mehr gehen zu unserem großen Leidwesen.

Wir hatten also vollauf Muße und Gelegenheit, den Hafen von Capstadt bewundern zu können, der mit dem hochragenden Tafelberg dahinter einen wundervollen Eindruck machte.

Endlich lichteten wir die Anker, ein kleiner Schlepper zog uns vom Quai ab in den Strom, und vorbei an einem deutschen Segelschiff, das mit brausendem Hurrah begrüßt wurde, ging es hinaus in die offene See.

Bald schwand die Küste, überall nur Himmel und Wasser.

Ich bin niemals in meinem Leben von Seekrankheit befallen worden, davon blieb ich also verschont. Aber ich hatte auf dieser Fahrt unter allem möglichen Anderem entsetzlich zu leiden.

Zunächst mit verwundeter, dick geschwollener Schulter in einer schmalen Hängematte schlafen zu müssen, ist mehr, als man ertragen kann.

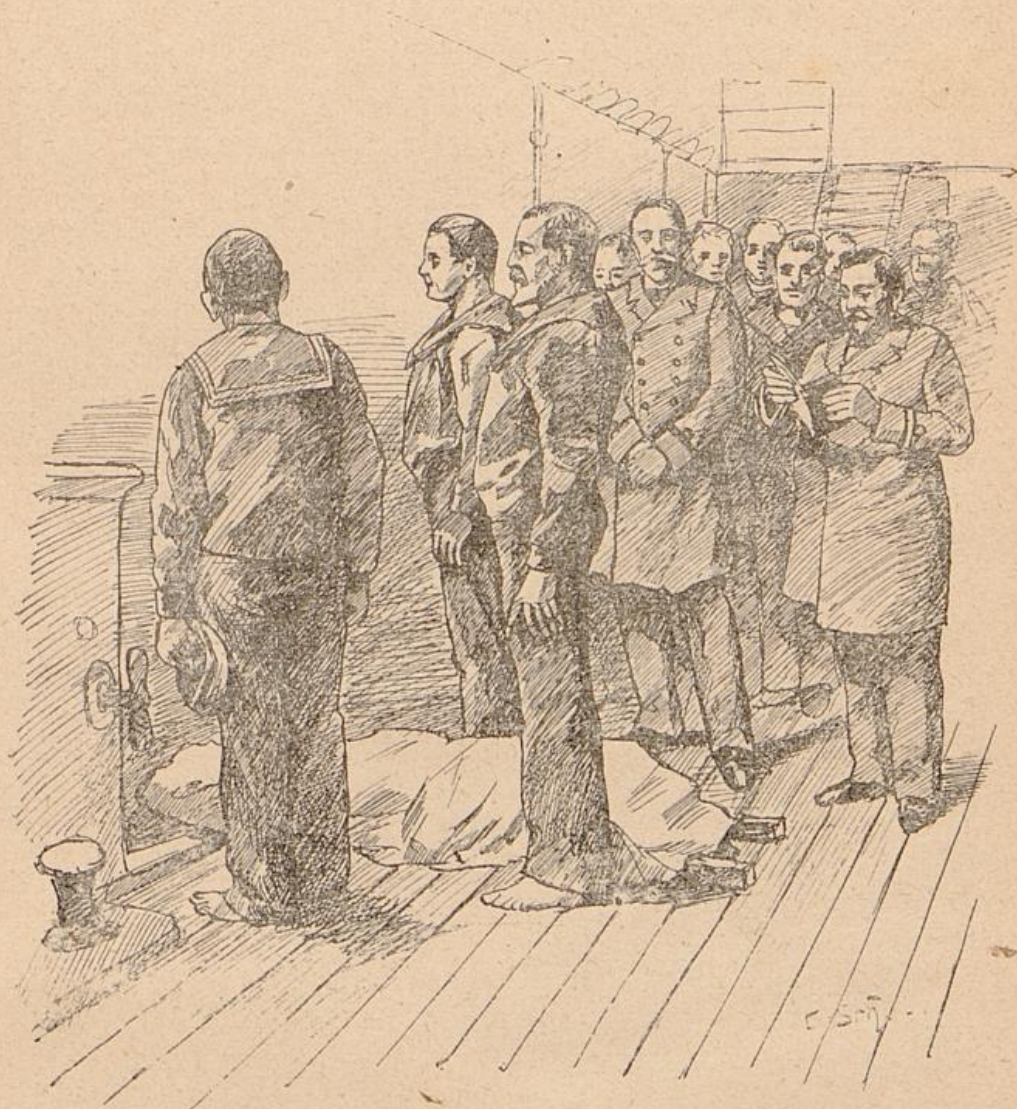
Nachdem ich einige Nächte die entsetzlichsten Schmerzen gehabt hatte, legte ich mich auf die harte Erde oder vielmehr Fußboden. Ich hatte nur eine kleine Schlafdecke und meinen alten treuen Militärmantel, aus dem ich mir mein Lager bereiten konnte. Auf Rosen war ich also nicht gebettet.

Den ganzen Tag und Abend brachten wir auf Deck zu, denn in unserer Höhle ließ es sich nicht aushalten. Uns war zum Aufenthalt nur das Hinterdeck eingeräumt worden, und hier wimmelte es von Menschen.

Nach kurzer Zeit bildeten sich einzelne Gruppen, die immer zusammensaßen und sich unterhielten. Und oft ging es ganz

lustig und laut zu. Am Steuerhäuschen hatten die Holländer ihren Stand.

Auf einer erhöhten Luke mitte unter ihnen saß ein früherer Angestellter der Eisenbahn und spielte Lieder auf seiner Geige



(Siehe Seite 152.)

und die anderen sangen dazu die erhebenden Melodien der alten holländischen Lieder.

In der Mitte am Mast wurde Stat gespielt. Hier saßen natürlich die Deutschen. Besonders eifrig war ein Trio, das sich bald zusammengefunden hatte. Herr v. C., außerdem ein früherer Schauspieler aus Berlin und der brave Fiedler, ein brillanter Kerl, nur mit etwas rauhen Mähren, der schon überall

in der Welt herumgeabenteuert hatte. Diese drei wurden auf dem Schiffe der Edelmann, der Bühnenmann und der Arbeitermann genannt, man sah sie stets zusammen und stets mit Karten.

Eine andere komisch interessante Figur an Bord war „der russische Doktor“, der trotz der großen Hitze in einem langen, dicken, braunen Gehrock herumlief und jedem erzählte: „Die Buren wären schreckliche Menschen, er wäre expreß von Rußland herübergekommen, um zu helfen, aber man hätte ihm keine Ambulanz gegeben, er wäre garnicht ins Feld gekommen. Nun mußte er traurig wieder heimwärtsziehen.“

Nachdem wir zwei Wochen unterwegs waren, hatten wir



Schuß durch den Fuß.

Wirkung eines Dum Dum Geschosses, welches die Engländer gegen die Buren verwendeten.

die ersten Toten. Ein Holländer, der in Co-mati Poort, der Fiebergegend von Transvaal, Eisenbahnbeamter gewesen war, erlag dieser tödtlichen Krankheit und einige Tage später eine junge Frau im ersten Wochenbett, da keine ärztliche Hilfe da war, denn der junge Schiffsdoktor konnte man kaum Arzt nennen, er bewies bei allen Gelegenheiten, daß ihm die medizinische Wissenschaft ein Rätsel war.

Die Leichen-Be-stattungen waren mehr wie einfach. Die Leiche, auf ein beschwertes Brett gebunden und in Segeltuch eingewickelt, wurde auf das Promenadendeck gelegt. Der Dampfer

verlangsamte für kurze Minuten die Fahrt, der Kapitän sprach geschäftsmäßig ein kurzes Gebet und dann wurde der Tote ins Meer versenkt.

Endlich erreichten wir Las Palmas, eine der kanarischen Inseln.

Hier wurden neue Kohlen eingenommen und uns großmütig erlaubt, an Land zu gehen. Es war ein wunderschönes Fleckchen Erde, das wir hier zu sehen bekamen und wirkte um so bezaubernder auf uns, da wir 3 Wochen lang nichts wie Wasser und Himmel gesehen hatten.

Der erste Gedanke, der sich uns aufdrängte, war: Schade daß dieses Paradies nicht eine Deutsche Kolonie ist, dann würde es hier noch ganz anders aussehen. Die Spanier, denen Las Palmas gehört, führen hier ihre gewohnte Lotterwirtschaft. Das sah man aus Allem.

Da ich keinen Pfennig mehr besaß, konnte ich mir an Land keine Erfrischung leisten und mußte an allen den Genüssen vorbeigehen. Ich beschloß daher, mir um so mehr die Stadt anzusehen, die für den Fremden äußerst viel Interessantes bietet. Als ich in den Bananenplantagen, die oberhalb der terrassenförmig gebauten Stadt sich an der



Schuß durch das Bein.

Wirkung eines Dum Dum Geschosses, welches die Engländer gegen die Buren verwendeten.

Berglehne hinziehen, umherwanderte, hier und da eine reife Frucht naschend und das wundervolle Panorama, das sich von hier bietet, bewundernd, begegnete ich einem alten spanischen Mönch. Er hielt mich wohl, da ich englische Reithosen und Gamaschen, eine gelbe Jacke und eine englische Schiffsmütze trug und den Arm in der Binde hatte, für einen verwundeten englischen Offizier und fragte mich auf französisch, ob ich Engländer wäre und mit dem heute eingelaufenen Dampfer aus Südafrika gekommen wäre. In seinem Benehmen lag wohl Neugierde, aber auch kühle Zurückhaltung.

Als ich ihm aber sagte, ich sei ein Deutscher, der mit den Buren gegen die Engländer gefochten habe, da streckte er mir beide Hände entgegen und forderte mich auf, mit ihm zu gehen. In der liebenswürdigsten Weise zeigte er mir das Kloster und die große, schöne Kathedrale, mir in einem übersprudelndem Redestrom alles erklärend. Es interessierte mich sehr, leider verstand ich nur sehr wenig davon, denn mein freundlicher alter Mönch redete sich so in Eifer, daß er französische, spanische, lateinische Worte wild durcheinanderwarf. Nachdem er mich noch mit einem großen Glas frischer Ziegenmilch gelabt hatte, verließ ich ihn, der mir immer wieder die Hand schüttelte und baldige Gesundheit und glückliche Heimkehr wünschte. Es war ein prächtiger Maitag, und ich hatte durch seine Freundlichkeit mehr gesehen wie die andern, mit irdischen Gütern Gesegneten, die ihren schnöden Mammon im Hotel und in den Kneipen verprast hatten, und trotzdem wurde mir ganz eigentümlich zu Mute, als sie mir von gebratenen Hühnern und goldenem Madeira vorschwärzten.

Am Bord sah es fürchterlich aus. Alles voll Kohlenstaub. Das Deck bedeckt mit zertretenen Früchten und Blättern. Hier hatten die Händler gehaust.

Und unten in unserem Schlaf- und Eßsalon ein ohrenbetäubender Lärm. Die Meisten hatten Affen und Papageien in Las Palmas eingekauft und diese schrieen und kreischten in allen Tonarten. Wahrscheinlich protestierten sie gegen die schlechte Unterkunft.

Als die Händler von Bord weggejagt waren und das Viehzeug sich beruhigt, suchten wir müde unsere Hängematten auf.

Nach einigen Tagen ruhiger Fahrt kamen wir in den Kanal. Es machte einen eigentümlichen Eindruck, das rege Leben hier nach der eintönigen Fahrt vorher, auf der wir in beinahe vier Wochen nur 2 Schiffen begegnet waren.

Von einem vorüberfahrenden französischen Fischerboot wurde uns zugerufen: Ohm Paul sei an Bord der „Gelderland“ von Lorenzo Marquez unterwegs nach Marseille. Das war eine überraschende Nachricht für uns. Während der letzten 4 Wochen hatten wir nichts vom Kriegsschauplatz gehört, was würden wir alles in Kurzem in Blijssingen erfahren?

Endlich war das jämmerliche Leben auf diesem Gefangenen-schiff zu Ende, endlich fuhren wir in den Hafen von Blijssingen.

An Bord herrschte fieberhafte Thätigkeit. Alles wimmelte durcheinander. Jeder wollte so schnell wie möglich von diesem Schreckenskasten hinunter.

Ich hatte mich mit meinem einzigen weißen Kragen, den ich den Hamburger Einzugskragen nannte, geschmückt, kam mir nun riesig vornehm vor und erwartete, auf meinem sehr kleinen Reisefack sitzend, die weitere Entwicklung der Geschichte.

Wir hatten am Abend vorher alle unseren Heimatsort angeben müssen und man munkelte, wir würden freie Fahrt bis zu unserem Bestimmungsort bekommen, anders hätte ich auch nicht gewußt, wie ich von Blijssingen nach Hause gelangt wäre.

Und so wurde es auch. Auf dem Konsulat bekam ich eine Fahrkarte zweiter Klasse nach Hamburg und sogar noch vier holländische Gulden. God save the Queen!

Bald saß ich an einem gedeckten, wirklich mit weißem Tischtuch gedeckten Tisch und aß ein Filetbeefsteak nach dem anderen.

Am Nachmittag sahen wir uns, geführt von einigen Holländern, die sehr interessante Stadt an und ließen uns den von allen Seiten gespendeten „Bols“ gut schmecken und am Abend dampfte ich nach der Heimat zu.

Als ich dann am Morgen zwischen den rauchgeschwärzten Fabriken Hamburgs nach dem Klosterthorbahnhof fuhr, als ich

dann ausstieg und niemand mich entgegenahm, alle mich mit verwundernden, mißtrauischen Blicken maßen, da wurde mir das Herz unendlich schwer.

Vor einem Jahre war ich von demselben Hamburg weg-
gefahren in die weite Welt mit stolzen Hoffnungen und Plänen,
die Brust geschwellt von frischem Wagemut, und nun war ein
Jahr meines Lebens verloren, unerfüllt waren die Hoffnungen
geblieben, gebrochen war der Mut.

Und doch, das stolze Bewußtsein war mir geblieben: Du
hast für die gerechte Sache jenes unterdrückten Heldenvolkes dein
Mut und Leben gewagt, du hast für unsere edelsten Güter ge-
fochten, für Freiheit und Unabhängigkeit.





Köhler's
Deutscher
Kaiser-Kalender
für 1903.

Reichhaltigster und beliebtester Haus- und
Familien-Kalender.

23. Jahrgang.

Preis
mit
Wandkalender
auf dickem Karton
und **10** grossen
mehrfarbigen
Illustrations-
beilagen
nur **50 Pfg.**


Auflage
140 000
Exemplare.



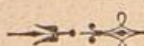
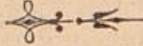
Druck und Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen.



Köhler's 
Taschen-Liederbuch

 für das deutsche Volk.

Enthaltend **370** der beliebtesten
 Vaterlands-, Volks-, Studenten-, Trink-, Jäger-,
 Turner-, Liebes-, Post- und Telegraphen-, Radfahrer-,
 Kegel-, Vereins-, humoristische etc. Lieder
 in elegantem, mehrfarbigem **Karton-Einband.**

 Preis nur 25 Pfg. 



Als Anhang:

Die Anleitung zum
 studentischen und
 Krieger-Salamander.



In 600 000
 Exemplaren

ist

Köhler's
Taschenliederbuch
 verbreitet,
 ein Beweis dafür, wie
 brauchbar, gediegen und
 vorzüglich das
Köhler'sche Taschen-
 Liederbuch ist.

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen.

Illustr. Deutscher
Flotten-Kalender

13. Jahrgang. 4 für 1903
in Buchform.

Herausgegeben und redigiert von
Kontre-Admiral Plüddemann.

In elegantem, dauerhaftem Einband Preis Mark 1.—.
(Porto 20 Pfg.)



Ein elegant ausgestattetes, mit 6 mehrfarbigen Kunstbeilagen und ca. 150 im Text verteilten, zum Teil ganzseitigen, hervorragend schön gedruckten Abbildungen und vielen spannenden Erzählungen versehenes hochinteressantes, ca. 300 Seiten starkes Unterhaltungsbuch.

Ein Teil des durch den Kalender erzielten Reingewinn fließt den deutschen Seemannsheimen zu.

Von Sr. Majestät
dem Kaiser
huldvollst entgegen-
genommen!

Druck und Verlag von Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen.

Meine
Kriegs-Erlebnisse
in China.

Erinnerungen und Schilderungen von Schreckens-
szenen während der Expedition von Tientsin nach
Peking zur Befreiung der Gesandten.

Herausgegeben von dem

Kaiserl. Korvetten-Kapitän Schlieper,

Teilnehmer an der Expedition und Führer der deutschen Abteilung.

144 Seiten Umfang,
mit **5 grossen**
farbigen Kunst-
beilagen auf Karton
und etwa **80** hoch-
interessanten Abbil-
dungen.

In elegantem,
farbigem Karton-
Einband.

Preis Mk. 1.—

Von Sr. Majestät
dem Kaiser
entgegengenommen!

Jubiläums- * * *
* * * * Ausgabe.

In
100 000
Exemplaren ver-
breitet!



Druck und Verlag von Wilhelm Köhler, Mi-den in Westfalen.

